Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 23 – 7. Juni 2008 — UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND — C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Start im Juni: Als Preußens König Friedrich II. noch der junge Fritz war, schuf er sich mit Schloß Rheinsberg einen Musenhof. Seit 1991 erfüllt die Kammeroper Schloß Rheinsberg den alten Musenhof mit neuem Leben. Das Festivalprogramm ist so vielfältig wie noch nie. 26 Aufführungen und Konzerte stehen vom 28. Juni bis 16. August auf dem Programm. Der ostpreußische Komponist Siegfried Matthus hat so manche Rarität auf das Programm gesetzt.

Foto: pa

Maulkorb für Olympia-Gäste

Peking erläßt strenge Einreisebestimmungen – Kein Respekt vor Menschenrechten

Von KLAUS D. VOSS

China führt die Welt vor – zwei Monate vor der Eröffnung der Olympischen Spiele in Peking zeigt das Land, wie es sein Versprechen von den „Spielen der Menschenrechte“ einlösen wird. Bereits im April hatte das Land die Visa-Bestimmungen drastisch verschärft, jetzt hat das chinesische Olympia-Organisationskomitee einen „Ratgeber“ mit 57 Vorschriften auf seinen Internetseiten veröffentlicht, die alle Olympia-Teilnehmer zu beachten haben. Die Warnung kommt an, denn der Interpretationsspielraum der chinesischen Behörden ist uneingeschränkt. Der Gedanke von fröhlichen und freien Spielen der „Jugend der Welt“ verschwindet ganz.

Ausländer, von denen Peking annimmt, daß sie die Sicherheit des Landes gefährden können, dürfen generell nicht einreisen. Das Auswärtige Amt in Berlin warnt davor, daß China in jüngster Zeit die Vorschriften strikter als bisher anwendet. Einreisende dürfen keine Publikationen mit sich führen, die „schädlich für Chinas Politik, Kultur, Moral und Wirtschaft sind“.

Vorschrift Nr. 47 verbietet es Besuchern, in Stadien oder Sportstätten „beleidigende und religiöse, politische oder rassistische Parolen“ zu verbreiten. Vorschrift 55 verlangt, daß alle Zusammenkünfte, Kundgebungen oder Protestmärsche vorab von den Behörden genehmigt werden müssen. Bei Verstößen drohen Verwaltungsmaßnahmen oder kriminelle Verfolgung: also Geld- und Haftstrafen oder Ausweisung.

China kann der Welt ungeniert seine spezielle Ausdeutung von Menschenrechten präsentieren – vor allem weil Peking die politischen Schwächen des Westens nur allzugut kennt. Gerade in dem Jahr, im dem sich die Deklaration der Allgemeinen Menschenrechte zum 60. Mal jährt, sind kaum entschlossene Stimmen auszumachen, die für Freiheitsrechte oder den Olympischen Gedanken eintreten, andere Interessen gehen vor.

Peking hat auch die funktionalen Schwächen der westlichen Medien erkannt und nutzt das gehörig aus. Aus den Hilfsaktionen nach dem verheerenden Erdbeben im Süden des Landes haben die Machthaber eine Propaganda-Arie konstruiert – und westliche Journalisten, die sich nach wie vor selbst kein eigenes Bild von der Lage machen können, kommentieren die inszenierten Fernsehbilder, als sei das die reine Wahrheit. Der Drang, über eine Katastrophe wie das Beben von Sichuan schnell und scheinbar exklusiv berichten zu können, setzt Berufsregeln außer Kraft. Das Begleitlob von einer neuen Medienpolitik ist falsch wie bestellt.

Daß sich an der Lage der Menschen in China fast nichts geändert hat, faßte Amnesty International dieser Tage im Jahresbericht 2008 zusammen. „Die Spiele haben die Menschenrechtslage in vielen Bereichen sogar verschlechtert“, heißt es dort. Tausende seien zwangsweise umgesiedelt, Obdachlose in Umerziehungslager gesteckt worden. Dazu kämen mindestens 8000 Hinrichtungen im Jahr, systematische Folter und rigorose Zensur. Amnesty erinnert auch daran, welchen Vorschriften chinesische Journalisten unterliegen: Sie hätten zunächst 15 Punkte, bei jedem Verstoß gegen den „Anstands- und Disziplinarkodex“ verlören sie einen – null Punkte bedeute Schreibverbot. Mehr zu China auf Seite 4.

KLAUS D. VOSS:

Peinlich

Was tun, wenn das Geld in der Tasche juckt? Zugegeben, 250 Millionen Euro sind für einen Politiker nicht das große Ding – auch wenn wir Steuerzahler jeden Cent davon noch persönlich kennen. Aber um diese hübsche Summe hat Bundeskanzlerin Angela Merkel mal eben den deutschen Beitrag zum Schutz der Regenwälder aufgestockt. 500 Millionen Euro kostet jetzt insgesamt die Gartenpflege am Amazonas.

Wenn das Geld juckt – Angela Merkel ist wenigstens der Ansicht, daß ihr alle Kreationen aus dem Hause Klimaschutz recht gut stehen. Die Wahrheit, Madame, liegt aber etwas anders.

Wahr ist, daß noch keines der teuren internationalen Klima-Umwelt-Artenschutz-CO_2-oder sonstwas-Programme irgendeinen meßbaren Erfolg gehabt hatte. Unsere Natur hält sich so oder so an ihren eigenen Fahrplan, so gut es mit sechs Milliarden Menschen auf dem Planeten eben noch geht.

Wenn schon Geld in der Tasche juckt: Man könnte den einen oder anderen Euro zuhause in den Umweltschutz stecken – dort, wo Menschen unter Lärm leiden, unter Luftbelastung oder Altlasten in den Böden.

Oder wir könnten in unseren Wäldern aufräumen, namentlich in den neuen Bundesländern, in denen immer noch halbe Landstriche durch den Munitionsmüll der Sowjetarmee vermint sind. Sonst bleiben diese Wälder auf alle Zeiten gesperrt, Regenwald hin oder her.

Was uns besonders juckt: Wir wollen Sigmar Gabriel solange die Nachhilfe spendieren, bis er von seiner Fünf in Bio runter ist. Denn unser flotter Umweltengel verwechselt immer noch den Artenschutz mit dem Erhalt von Nutztierrassen. Wie peinlich vor den Kindern.

Akademischer Terror

BdV-Präsidentin Steinbach durfte an Universität Potsdam nicht sprechen

Das ist nicht zum Aushalten – oder hat sich etwa der alltägliche Linksextremismus schon als Gewohnheitsrecht in die Gesellschaft eingeschlichen? 50 oder 100 Linksextremisten können bestimmen, was gesagt werden oder was an einer deutschen Universität vorgetragen werden darf.

Tatort dieses Mal: die Universität Potsdam. Die Präsidentin des Bundes der Vertriebenen (BdV) und zugleich CDU-Bundestagsabgeordnete Erika Steinbach sollte vergangene Woche mit einer kleinen Vortragsreihe in die Siedlungsgeschichte der Deutschen in Ostmitteleuropa einführen – dazu konnte es erst gar nicht kommen. Tagelang hatten linke Aktivisten und Antifa-Gruppen die Störung der Veranstaltung auf Internetseiten vorbereitet, alles unter der Anführung des Allgemeinen Studierendenausschusses (AStA).

Auf dem Potsdamer Universitätsgelände, das sich westlich hinter dem Neuen Palais an den Park Sanssouci anschließt, verhinderten 50 Personen mit Pöbeleien, Sitzblockaden und massiven Störversuchen den Auftritt der BdV-Präsidentin. Ihr Thema, zu dem das Historische Institut der Universität Potsdam eingeladen hatte, wäre gewesen: „Die hoch- und spätmittelalterliche Ostsiedlung beziehungsweise -kolonisation bis zum 14. Jahrhundert“. Aber die AStA-Truppe wollte keinen „Geschichtsrevisionismus“ dulden. Erika Steinbach wurde zudem vorgehalten, sie habe 1990 dagegen gestimmt, die Oder-Neiße-Linie als deutsche Ostgrenze anzuerkennen. Als die Lage auf dem Universitätscampus gefährlicher wurde und die Störer Wasserbeutel warfen, rief einer der Mitveranstalter die Polizei, die schließlich die Lage klären konnte. Tage später sagte Erika Steinbach die Vortagsreihe ab, da die Leitung der Universität Potsdam keinen “auch nur ansatzweise störungsfreien Verlauf gewährleisten” könne.

Daß nebenan auf dem großen Campus preußischer Traditionen um das Sommerschloß Sanssouci einmal auch Voltaires Gedanken über die Pflicht zur Verteidigung der Meinungsfreiheit bewegt wurden – wer von den AStA-Störern ahnt das noch: Vermutlich sind das bei dem Bildungsnotstand der jungen Hochschulzugänger alles unbekannte Vokabeln. *vs*

Academicus Gazprom

Russische Akademie der Wissenschaften nimmt Schröder auf

Eine Auszeichnung mehr für Gerhard Schröder: Die Russische Akademie der Wissenschaften hat den deutschen Altkanzler (1998–2005) in ihren Olymp aufgenommen. Vielleicht hilft's bei seinen in Bedrängnis geratenen Gas-Geschäften.

Mit Schröder wurden neun weitere Ausländer mit dem Rang eines „Academicus“ geehrt, ein Titel, der über dem Professor rangiert. Die Akademie hatte einst Peter der Große ins Leben gerufen, um sein Land zu modernisieren. Akademie-Novize Schröder steht jetzt in einer Reihe mit der Wissenschaftler-Garde Europas aus dem 18. und 19. Jahrhundert, allen voran der Mathematiker Leonhard Euler.

Die Akademie hat Schröder in die soziologische Abteilung berufen und sich bei der Begründung auf seine Veröffentlichungen berufen, vor allem auf den Ende 2006 erschienenen Band „Entscheidungen. Mein Leben in der Politik“. An den Kanzler-Memoiren – bisher eher als ein Werk von bescheidener Wichtigkeit eingestuft – lobt die Russische Akademie der Wissenschaften die Darlegung, wie Schröder „durch unpopuläre Reformen ein alterndes Gemeinwesen wirtschaftlich sanierte“.

Aufgefrischten Ruhm kann der Altkanzler brauchen, denn beruflich läuft es für den Vorsitzenden des Aktionärskomitees zum Bau der Ostsee-Gaspipeline alles andere als glatt. Schon mehr als 18 Monate ist das Gazprom-Projekt „Nord Stream Pipeline“ in Verzug, und noch immer hat Ober-Lobbyist Schröder nichts in Bewegung gesetzt. 2012 soll das erste Gas nach Greifswald geliefert werden.

Erst kürzlich hatte der Präsident des Verbandes der russischen Gaswirtschaft, Walerij Jasew, öffentlich gerügt, daß Deutschland eine „passive Abwehrhaltung“ einnehme. Dabei sollte doch von Deutschland aus der Widerstand aus den baltischen Staaten, aus Schweden und Finnland und vor allem aus Polen abgearbeitet werden.

Im Grunde müssen die Deutschen Schröder die Daumen drükken, denn Deutschland haftet mit: Die rot-grüne Regierung hatte für die Ostsee-Pipeline eine 900-Millionen-Bürgschaft nebst Zinsen ausgelobt, um die Projektfinanzierung gegen „wirtschaftliche und politische Risiken“ abzusichern. *vs*

Gewerkschaften im Absturz

Die politische Stimmung in Deutschland hat zur Zeit einen Linksdrall – doch ein klassischer Vertreter der Linken profitiert davon nicht: die Gewerkschaften. Ihnen laufen die Anhänger davon. Mehr als 1,3 Millionen Mitglieder kehrten den Arbeitnehmerorganisationen unter dem Dach des Deutschen Gewerkschaftsbunds (DGB) seit 2000 den Rükken. Das spiegelt sich auch im Organisationsgrad wider: 2006 zahlten nur noch 17,5 Prozent der Arbeiter und Angestellten Gewerkschaftsbeiträge – Anfang der 90er Jahre waren es über 30 Prozent. Diese Entwicklung hat im wesentlichen zwei Gründe: Einmal der Strukturwandel: Traditionell sind die Gewerkschaften in der Industrie fest verankert. Doch Gewerkschaftsdomänen wie der Montanbereich sind in Deutschland wirtschaftlich nahezu in der Bedeutungslosigkeit verschwunden, während der Dienstleistungssektor fortwährend an Boden gewinnt. Dort aber, in der boomenden IT-Branche etwa, haben die Arbeitnehmervertreter ein eher schlechtes Ansehen. Zweitens: Abstand zur Arbeitswirklichkeit. In einer vom DGB in Auftrag gegebenen Infratest-Befragung von über 5000 Beschäftigten warfen viele Gewerkschaftsmitglieder ihren Funktionären zu großen Abstand vom Arbeitsleben vor. Tenor: Man schere sich zu wenig um die Beschäftigten in den Betrieben und um den Erhalt von Arbeitsplätzen. Künftig könnte es einen dritten Grund für die bröckelnde Gewerkschaftsbasis geben: Mit ihrer Forderung nach einem gesetzlichen Mindestlohn schießen sich die Arbeitnehmervertretungen vermutlich selbst ins Knie. Denn in Bereichen, in denen der Staat als eine Art Ersatztarifpartei auftritt und nicht nur die maximale tägliche Arbeitszeit und den Mindesturlaubsanspruch festlegt, sondern auch eine Lohnuntergrenze zieht, werden Tarifverträge überflüssig. *IW*

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr: Schuldenstand

Nach Mitteilung des Statistischen Bundesamtes waren die öffentlichen Haushalte (Bund, Länder und Gemeinden) zum Jahresende 2007 insgesamt mit 1553,1 Milliarden Euro verschuldet. Die öffentliche Verschuldung lag damit um 0,5 Prozent höher als am Ende des Vorjahres. Von den Bundesländern wiesen Bayern und Sachsen rechnerisch die niedrigste Pro-Kopf-Verschuldung der regional zuordbaren öffentlichen Schulden auf. Die höchste Pro-Kopf-Verschuldung der Flächenländer wurde für das Saarland und für Sachsen-Anhalt ermittelt

1.496.250.789.748 €

(eine Billion vierhundertsechsundneunzig Milliarden zweihundertfünfzig Millionen siebenhundertneunundachtzigtausend und siebenhundertachtundvierzig)

Vorwoche: 1.495.963.695.060 €
Verschuldung pro Kopf: 18.177 €
Vorwoche: 18.174 €

(Stand: Dienstag, 3. Juni 2008, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Jetzt geht es an alte Privilegien

Reform des EU-Haushaltes: Eine Modernisierung ist dringend nötig, doch Blockaden gefährden Erfolg

Von Rebecca Bellano

Ein Entsetzensschrei ging kürzlich durchs Land. Nein, nicht, die Agrarsubventionen kürzen! Und dann auch noch überwiegend bei den Betrieben in den wirtschaftlich schwächeren neuen Bundesländern, wo aus historischen Gründen zumeist größere Flächen in einer Hand sind, denn es sind die landwirtschaftlichen Großbetriebe, die ab 2012 eine Kürzung der Direktbeihilfen um 13 Prozent hinnehmen müssen. Doch was hier für Entrüstung sorgte, ist nur der Anfang, und zwar der Anfang einer dringend nötigen Reform des Haushaltes der Europäischen Union (EU), die ab 2014 greifen soll. Wie genau diese Reform aussehen wird, steht derzeit noch in den Sternen, daß jedoch Änderungen notwendig sind, sehen alle 27 EU-Mitgliedsstaaten ein.

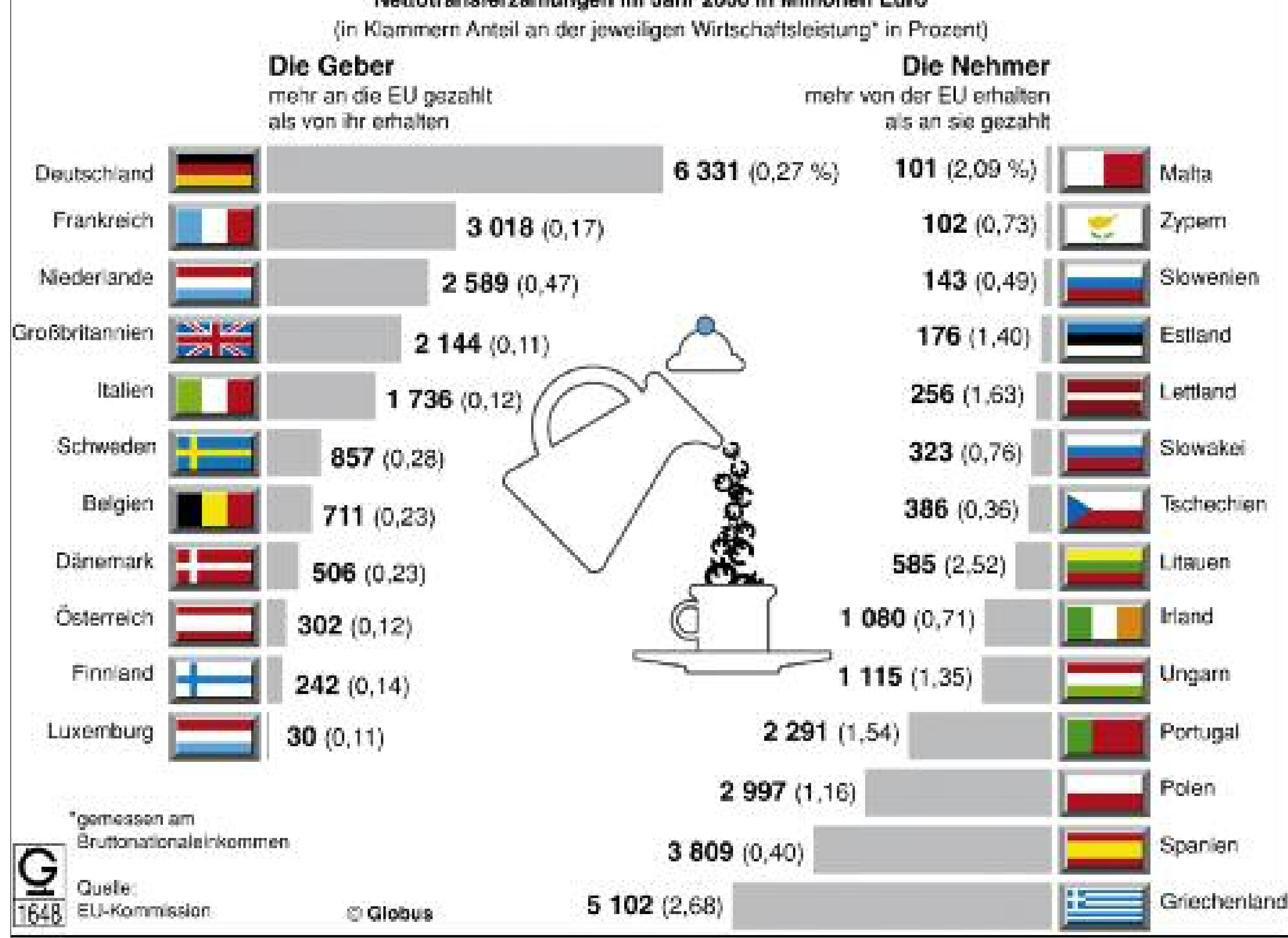
„Mit Geld macht man Politik. Was mit den Steuergeldern der Europäer geschieht, ist ein Kernthema der Europäischen Union. Der EU-Haushalt ist aber kompliziert“, klagt Silvana Koch-Mehrin, die für die FDP im Haushaltsausschuß des Europäischen Parlamentes sitzt.

„Den Haushalt reformieren, Europa verändern“, so das Motto der am 11. Juni in der dänischen Hauptstadt stattfindenden Konferenz. Sie ist nur eine von vielen Zusammenkünften von Europa-Parlamentariern, Wirtschaftsvertretern, EU-Experten und nationalen Regierungsvertretern. Hier werden die ersten Eckpunkte für die Haushaltsreform festgelegt. Und sogar Bürger der EU können über das Internet eigene Vorschläge für die Reform des EU-Haushaltes machen. Bis Ende April waren insgesamt 227 Beiträge von Privatpersonen, Nicht-Regierungs-Organisationen, Universitäten und auch einzelner Mitgliedsstaaten bei der zuständigen EU-Kommissarin Dalia Grybauskaite eingegangen. Da die öffentliche Konsultationsperiode jedoch am 15. Juni endet, ist damit zu rechnen, daß nicht mehr viele Vorschläge von Bürgerseite eingehen werden. Daß es angesichts der Wichtigkeit der anstehenden Reform so vergleichsweise wenige Vorschläge sind, mag auch daran liegen, daß die wenigsten Bürger überhaupt von der Möglichkeit wußten, eigene Vorschläge zu machen. Zwar informiert die EU auf ihrer Internetseite über die Möglichkeit, eigene Vorschläge einzubringen, doch da die EU für die meisten ihrer fast 500 Millionen Einwohner eine undefinierbare Riesen-Behörde im fernen Brüssel ist, beschäftigen sich die wenigsten mit ihr. Und auch die Medien geizen mit Informationen über die EU und ihre Arbeit. Steffen Osterloh vom „Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung“ bedauert, daß die in Fachkreisen durchaus lebhafte Diskussion über die Zukunft der EU-Finanzen bisher nicht in der Öffentlichkeit angekommen ist. „Ich denke, dieses liegt auch daran, daß die Haushaltsreformdebatte im Moment noch von der Diskussion über den Vertrag von Lissabon überlagert wird“, versucht er die geringe Beteiligung von Bürgern zu erklären.

Bisher hat die EU, abgesehen von Zöllen, die mit der Vergrößerung des EU-Binnenmarktes immer weniger werden, und Agrarabschöpfungen aus dem Agrarhandel mit Drittländern, keine eigene Einnahmequellen. Daher zahlen die Mitgliedsstaaten jedes Jahr bis zu 1,27 Prozent ihres Bruttoinlandsproduktes. Es gibt jedoch die Überlegung, eine EU-Steuer einzuführen, wie diese jedoch ausgestaltet sein sollte, ist noch völlig unklar, zumal sich von vielen Seiten grundsätzlicher Widerstand gegen eine EU-Steuer regt. Immerhin steht fest, daß die EU keine Schulden machen darf. Auch soll sich die Summe des EU-Haushaltes nicht von der jetzigen unterscheiden.

Doch noch mehr als die Einnahmenseite bedarf die Ausgabenseite einer völligen Umstrukturierung. Im Grunde hat sich hier seit 1957 nichts Wesentliches geändert, dabei ist inzwischen die Zahl der Mitgliedsstaaten von sechs auf 27 gestiegen. Auch sind die Anforderungen an die EU in einem von Globalisierung geprägten, seit dem Kalten Krieg völlig umstrukturierten, europäischen Wirtschaftsraum andere als vor 51 Jahren.

Bisher hatte man sich neuen Anforderungen gestellt, indem man einfach mehr Geld ins veraltete System pumpte. So wurden zwar Verstimmungen einzelner Mitgliedsstaaten vermieden, zukunftsfähig wurde man so jedoch nicht, denn sieht man sich an, wofür die EU am meisten Geld ausgibt, dann möchte man meinen, die EU wäre ein Bauernstaat. 37 Prozent der Ausgaben gehen direkt an die Landwirte, nimmt man die Gelder aus Fonds für die ländliche Entwicklung hinzu, dann gehen gut 50 Milliarden Euro des etwas über 116 Milliarden Euro umfassenden EU-Jahresbudgets aufs Land. Daß dies nicht die Wirtschaft der EU widerspiegelt, ist seit langem bekannt, doch statt die Leistungsträger von heute und morgen mit verstärkten Ausgaben in Forschung und Bildung zu fördern, geht fast die Hälfte des Geldes, das der EU jährlich zur Verfügung steht, in einen wichtigen, aber in Bezug auf die Wirtschaftskraft weniger relevanten Wirtschaftszweig.



Jutta Haug sitzt seit 1994 für die SPD im Europa-Parlament. Obwohl sie seit 14 Jahren die Diskussion verfolgt, glaubt die von der EU überzeugte Politikerin, daß sich dieses Mal etwas ändern wird. Die Engländer seien bereit, über die Senkung ihres seit 1984 fast fünf Milliarden Euro jährlich umfassenden Britenrabatts zu reden, wenn die Hauptbezieher der Agrarsubventionen, nämlich Frankreich und Dänemark, von ihrem Steckenpferd ablassen. Der französische Präsident Sarkozy zeigt sich im Gegensatz zu seinem Vorgänger Chirac verhandlungsbereit.

Schon jetzt ist entschieden, daß das Geld, das ab 2012 bei den Direktzahlungen an die Landwirte eingespart wird, in den Umwelt- und Klimaschutz geht, der bei dem Haushalt 2014 bis 2020 aufgewertet werden soll. Derzeit steht auch zur Debatte, ob die siebenjährigen Haushaltszyklen den fünfjährigen Amtszyklen angepaßt und so auch flexibler gemacht werden sollen.

Vor allem an der Flexibilität des Haushaltes muß gearbeitet werden. Die EU-Abgeordnete Jutta Haug betont, daß die starren Kategorien, in die der Haushalt eingeteilt ist, eine schnelle Reaktion auf unerwartete Entwicklungen oder auf Katastrophen kaum zuläßt. In den Zeiten der Globalisierung müßten nicht nur neue Schwerpunkte gesetzt werden, auch die Vergabe-Kritirien müßten andere werden. Statt den Agrarsektor und manche Projekte vor allem in osteuropäischen Ländern zu 100 Prozent zu finanzieren, muß die EU verstärkt das Instrument der „Co-Finanzierung“ einsetzen. Ab dem Moment, ab dem die Politiker auch in ihren nationalen Parlamenten um Gelder werben müssen, würde automatisch mehr auf Effizienz und Sinnhaftikeit gesetzt. Derzeit würden EU-Gelder häufig nicht bestmöglichst eingesetzt, so daß der EU-Rechnungshof zahlreiche Kritikpunkte anzumelden hat. Der oberste Haushaltskontrolleur des Europa-Parlaments, der österreichische EU-Abgeordnete Herbert Bösch (SPÖ), muß dies immer wieder feststellen: „Seit vielen Jahren dreht sich die Haushaltsdiskussion hauptsächlich um die Größenordnung des Haushaltes und die Verteilung der Mittel. Andere Gesichtspunkte wie Auswirkungen des Haushaltes, Zuständigkeit, Verantwortlichkeit, Transparenz spielten in der Debatte nur eine untergeordnete Rolle. Der europäische Steuerzahler hat ein Recht darauf zu erfahren, ob sein Geld sinnvoll verwendet wird.“

Es geht also auch um den verantwortlichen Umgang der EU mit den ihr anvertrauten Geldern. Doch selbst wenn bereits lange bekannt ist, was getan werden müßte, so wollen viele der vor allem langjährigen Mitgliedsstaaten den status quo beibehalten. Deutschland hat sich zum Wohl für die Europäische Gemeinschaft mit seiner Rolle als größter Nettozahler abgefunden, hat aber gleichwohl Probleme, seinen Bürgern zu vermitteln, warum das von ihm gezahlte Geld so wie jetzt verwendet wird. Warum beispielsweise erhält das reiche Irland 15mal mehr Geld aus dem Struktur- und Köhäsionsfonds als die vergleichsweise armen Tschechen? Neben Themen wie Modernisierung, Effizienz und Transparenz steht also auch die Frage der Gerechtigkeit auf der Agenda.

Manipulierte Berichterstattung

»Tageszeitung« diffamiert Christa Stewens wegen ihrer Rede beim Deutschlandtreffen der Ostpreußen

Max Hägler, ein Redakteur der „Tageszeitung“ (taz) hat sich das fragwürdige Verdienst erworben, mit seiner Berichterstattung über das Deutschlandtreffen der Ostpreußen die bayerische Staatsministerin Christa Stewens sowie die Landsmannschaft Ostpreußen (LO) in unerträglicher Weise diffamiert zu haben. In einem Artikel für seine Zeitung, den er mit der reißerischen Überschrift „CSU-Ministerin verschweigt Nazi-Taten“ betitelt hat, unterstellt er der Stellvertretenden Ministerpräsidentin Bayerns, daß diese bei ihrer Ansprache beim Deutschlandtreffen der Ostpreußen nicht die Ursache für die Vertreibung der Deutschen aus dem historischen Ostdeutschland benannt habe, nämlich die Verbrechen der NS-Gewaltherrschaft während des Krieges. Darüber hinaus behauptet er, daß eine Handvoll Neonazis am Deutschlandtreffen der Ostpreußen teilgenommen haben. Beide Behauptungen entsprechen nicht den Tatsachen.

Frau Stewens hat sehr wohl bei ihrer Ansprache, die sie in großen Teilen losgelöst vom Redemanuskript frei vorgetragen hat, die schweren Verbrechen der NS-Gewaltherrschaft erwähnt. Im Mittelpunkt ihrer Ansprache stand verständlicherweise ihre Anteilnahme und die Anteilnahme der bayerischen Staatsregierung am Leid der deutschen Vertreibungsopfer. Offensichtlich haben Berichterstatter wie Max Hägler Probleme, wenn bei Veranstaltungen, welcher Art auch immer, das Gedenken an deutsche Opfer während der Kriegs- und Nachkriegszeit im Mittelpunkt steht.

Hägler selbst hat das Deutschlandtreffen nicht besucht. Er mußte bei seiner Berichterstattung einräumen, seine Informationen von Thomas Vogel bezogen zu haben. Dieser war mit einem Kamerateam des Schweizer Bundesfernsehens vor Ort.

Von Vogel hat Hägler auch die Information, daß eine Handvoll Neonazis am Deutschlandtreffen teilgenommen haben. Mit dieser Lüge sollte vermutlich der immer wieder von sogenannten „Antifaschisten“ genutzte Vorwurf gestützt werden, daß die Landsmannschaften ein Scharnier zum äußersten rechten politischen Rand seien.

Als Beweis, daß auch sogenannte Rechte am Deutschlandtreffen teilgenommen haben, bietet Vogel eine Fotoaufnahme, auf der eine größere Menschenmenge zu sehen ist, aus der zwei kahlgeschorene Hinterköpfe besonders ins Auge fallen. Nichts belegt, daß dieses Bild beim Deutschlandtreffen der Ostpreußen 2008 aufgenommen wurde. Vermutlich hat Hägler seinen Artikel ausschließlich in der Absicht verfaßt, im beginnenden bayerischen Landtagswahlkampf Stimmung gegen die bayerische Landesregierung zu machen. Dazu bemühte er von Dritten gelieferte falsche Informationen.

Thomas Vogel hatte mit dem Sprecher der LO unmittelbar nach der Großveranstaltung mit Staatsministerin Stewens ein Interview geführt. Während dieses Interviews, das etwa fünf bis sechs Minuten dauerte, hat Vogel durch dreimaliges penetrantes Nachfragen nach landsmannschaftlichen Aktivitäten, die geeignet seien, Ostpreußen wieder Deutschland anzugliedern, den Sprecher zu revanchistischen Äußerungen provozieren wollen. Sprecher v. Gottberg hatte unter Hinweis auf seine Rede und die Charta der Heimatvertriebenen Vogel nicht die „gewünschten“ Antworten geliefert. Von dem gesamten Interview brachte das Schweizer Fernsehen nur einen einzigen Satz, der zudem aus dem Zusammenhang gelöst worden war. „Die Ostpreußen hängen mit jeder Faser ihres Herzens an ihrer Heimat.“

Auch Vogel hat in seinem Fernsehbeitrag der Versuchung zur falschen und diffamierenden Berichterstattung nicht widerstanden. Sein Zielobjekt war der Bund Junges Ostpreußen (BJO). Dabei wäre es so einfach gewesen, über den BJO objektiv zu berichten. Man hätte nur auszugsweise aus dem Grußwort des BJO-Bundesvorsitzenden zu zitieren brauchen. *EB*

Berlin brennt

Von HARALD FOURIER

Berlin erlebt eine Gewaltorgie sondergleichen. Linksextremisten verüben Anschläge in der ganzen Stadt. Die Gewalt richtet sich vor allem gegen Fahrzeuge und Immobilien. Nacht für Nacht brennen Autos, vor allem Nobelkarossen oder Firmenwagen. Tagsüber fliegen Flaschen, Farbbeutel, Steine gegen Versicherungsbüros, Bankfilialen und McDonalds-Buden. Allein in einer Nacht brannten vergangene Woche elf Kleinlaster eines Autovermieters – Totalschaden.

Die Flammen lodern oft gleichzeitig an ganz unterschiedlichen Orten der Hauptstadt. Es spricht alles dafür, daß ein linksterroristisches Netzwerk dahintersteckt. Leider ist wenig über diese Szene bekannt. Der Verfassungsschutz rechnet mit 1160 gewaltbereiten, linksextremistischen Personen allein in Berlin.

Die meisten Anschläge ereignen sich schwerpunktmäßig in Innenstadtbezirken: Kreuzberg, Friedrichshain, Neukölln – da wo die Linken und vor allem die Grünen ihre Hochburgen haben. Gerade erst ging in der Pappelallee in Prenzlauer Berg ein Porsche in Flammen auf.

Bei dem einen oder anderen Opfer in diesen Stadtteilen ist fast noch der bizarre Stoßseufzer zu hören: „Wie gut, daß es nur Linksradikale waren, die mein Auto angezündet haben! Und keine Nazis ...“ Die meisten sind aber mächtig sauer. Auf die Justiz, die die Gewalt nicht stoppt. Und auf die Täter natürlich.

Was treibt die eigentlich an? Wir wissen es nicht. 2007 wurden schon einmal einige Täter geschnappt. Und auch jetzt gingen der Polizei drei Verdächtige ins Netz. Ein 21jähriger, der in Kreuzberg ein Auto anzünden wollte, und zwei Frauen, die ebenfalls der Brandstiftung verdächtig sind. Brauchbare Erkenntnisse über ihre konkreten Motive liegen aber nicht vor.

Diese politisch aufgeladenen Kriminellen sind zumindest „irgendwie“ unzufrieden. Im Falle der Linksradikalen dienen politische Phrasen dazu, die eigenen Handlungen zu rechtfertigen. Ein zerstörtes Auto einer Wachfirma ist für sie ein Angriff auf den „Überwachungsstaat“, ein demoliertes Büro der Computerfirma SAP (die auch die Bundeswehr und die Nato beliefert) wird als Akt der „Abschaffung des Militarismus“ bemäntelt. So steht es zynisch auf einer Internetseite.

Sie nur als „unpolitische Chaoten“ abzutun, ist verharmlosend. Purer Drang nach Gewalt und politischer Fanatismus bilden ja kein „Entweder-Oder“, sondern verstärken sich gegenseitig, wie die Geschichte lehrt, in explosiver Weise. Der rot-rote Senat von Berlin hat diese neue Qualität des Linksterrorismus jahrelang ignoriert. Und das rächt sich jetzt.

Kampf um Potsdam

In der brandenburgischen Hauptstadt ringen SPD und Linke um die Macht



Duell in der Plattenbausiedlung: Hans-Jürgen Scharfenberg (li) von der Linkspartei mit Potsdams Oberbürgermeister Jann Jakobs (re, SPD) und Brandenburgs Ministerpräsident Matthias Platzeck (SPD)

Foto: pa

Von MARKUS SCHLEUSENER

Potsdam steht vor einer großen Wahlschlacht: Im Herbst ist Kommunalwahl. Es ist zwar nicht mit einer hohen Wahlbeteiligung zu rechnen (zuletzt lag sie bei 45 Prozent). Spannende Einzelergebnisse wird es aber trotzdem geben.

Eines davon bahnt sich in der Landeshauptstadt Potsdam an. Im Wahlkreis Schlaatz kandidiert der amtierende Oberbürgermeister Jann Jakobs (SPD) gegen den Oppositionsführer in der Stadtverordnetenversammlung, Hans-Jürgen Scharfenberg (Linke). Scharfenberg ist der Wortführer der Stadtschloß-Gegner in Potsdam.

Der Kampf zwischen den beiden beherrscht seit Jahren die politische Debatte in der Stadt. Scharfenberg verhindert mit den Linken-Stimmen im Parlament auch andere Beschlüsse des Bürgermeisters, am liebsten in Finanzfragen. Obwohl Potsdam endlich einen ausgeglichen Haushalt hat vorlegen können, wurde der Etat von der Opposition abgelehnt.

Scharfenberg und Jakobs haben bereits 2002 die Klingen gekreuzt. Damals kandidierte der PDS-Politiker zum Amt des Oberbürgermeisters. Im ersten Wahlgang lag Jakobs mit 45 Prozent deutlich vor Scharfenberg (31 Prozent). An dem Tag wurde gleichzeitig der Bundestag gewählt. Deswegen, so meinen Beobachter, sah der SPD-Mann Jakobs so gut aus.

Und sie sollten recht behalten: Die Vorfreude auf die schon sicher geglaubte Stichwahl hätte sich beinahe gerächt: Einen Monat später konnte sich Jakobs mit Müh' und Not gegen Scharfenberg durchsetzen, der eine unglaubliche Aufholjagd hingelegt hatte. Jakobs siegte mit nur 50,1 Prozent der Stimmen. Scharfenberg fehlten genau 123 Wähler für einen Überraschungscoup.

Seitdem hat der Linke-Politiker an sich gearbeitet. 2010 wird er den nächsten Versuch starten. „Wenn er einen großen Sieg gegen Jakobs davonträgt, dann empfiehlt er sich damit natürlich auch für die nächste OB-Wahl“, findet sein Kreisvorsitzender Peter Heuer. Scharfenberg ist gerade erst 54 geworden – da hat er die höchsten Weihen in der Politik noch vor sich. Die Genossen tragen ihn auf Händen.

Jakobs setzt offensiven Kampfgeist dagegen: Er suchte sich als Wahlkreis die Hochburg der Linken. Schlaatz ist ein Plattenbaubezirk mit zuletzt 43 Prozent PDS-Stimmen. „Wir werden als Partei der Plattenbaugebiete charakterisiert“, sagt Scharfenberg, ein bißchen im Stolz. Trotzdem spricht er Jakobs jeden besonderen Mut ab, obwohl der Sozialdemokrat sich so in die Höhle des dunkelroten Löwen gewagt hat. Aber zu irritieren scheint dies den Linke-Kandidaten dennoch ein wenig.

Auch anderen ist unklar, warum Jakobs diesen Schritt gemacht hat. Er hätte es gar nicht nötig, für das Stadtparlament zu kandidieren, weil er als Oberbürgermeister ohnehin schon Mitglied der Stadtverordnetenversammlung ist. Aber mit dem Antritt in Schlaatz will er wohl zeigen, daß seine SPD der Konkurrenz von links nicht kampflos das Feld überläßt.

Die SPD in Brandenburg besetzt Wahlkreise strategisch. Sie hat Frank-Walter Steinmeier geholt, damit er ein Bundestagmandat für sie erobert. Und auch Platzecks letzter „Umzug“ erfolgte aus machttaktischen Gesichtspunkten.

Platzeck, der vor zehn Jahren zum Potsdamer Bürgermeister gewählt worden war, hat seinen Potsdamer Wahlkreis gerade gegen einen in der Uckermark eingetauscht. Für ihn ist es wichtig, das Erstarken der Linkspartei in den Randregionen aufzuhalten, was ihm in seinem neuen Landtagswahlkreis jetzt gelingen soll.

Die dominierende Stellung der Linkspartei im Potsdamer Stadtparlament wird sich dennoch nicht brechen lassen. Zur Zeit kommandiert Scharfenberg 17 von 50 Abgeordneten. Dagegen regiert eine von Jakobs geführte ganz große Koalition mit wechselnden Mehrheiten, weil CDU, SPD und die Grünen zusammen keine Mehrheit besitzen.

Zusätzlich im Parlament sind FDP, DVU, Familienpartei und andere Splittergruppen. Es riecht nach Weimar in Potsdam. Aber gegen die Zersplitterung der politischen Verhältnisse haben sich die großen Parteien etwas ausgedacht: eine Reform der Kommunalverfassung. Sie soll verhindern, daß einzelne Abgeordnete das Geschäft der größeren Parteien zu sehr stören. Nur noch große Fraktionen mit vier Mann und mehr werden demnach richtig mitarbeiten können.

Das sei „Demokratieabbau durch die kalte Küche“, wettert der Chef der Grünen in Potsdam, Jürgen Stelter. Er schrieb in den „Potsdamer Neuesten Nachrichten“: „Ein Argument der Drei-Parteien-Koalition aus SPD, CDU und Ex-PDS ist aber schon zu erahnen: Das Gesetz diene dazu, den Rechtsextremisten von vornherein die Beteiligungsmöglichkeiten zu nehmen. Dann aber würde man auf die Ewiggestrigen zielen und die Meinungsvielfalt treffen.“

Es nützte nichts. Das Gesetz wurde so beschlossen. Und plötzlichen waren sich Scharfenberg, die SPD und die CDU so einig wie selten.

Architektonischer Sündenfall droht

Berlin: Direkt neben dem Schloß-Areal soll eine modernistische Brücke entstehen – Bürgerprotest formiert sich

Von PETER WESTPHAL

In etlichen deutschen Städten ist das leidenschaftliche Bemühen sichtbar, historische Stadtensembles zu bewahren oder zu rekonstruieren, zum Beispiel in Wiesbaden unter der Marke „Weltkulturerbe“. Dies geschieht immer häufiger auch durch den Wiederaufbau großer Repräsentationsbauten.

Auf keinen Ort sonst allerdings ist der Prozeß zur Wiedergewinnung historisch gewachsener Stadtbilder so fokussiert wie in der deutschen Hauptstadt. Auf geradezu wundersame Weise wurde – oft wenig wahrgenommen wegen vorheriger Frevel wie der Schloßsprengung – schon zu DDR-Zeiten die historische Mitte immer weiter komplettiert, so mit dem Wiederaufbau von Staatsoper, Prinzessinnenpalais, Kronprinzenpalais, Gendarmenmarkt und mit der Rückführung des Reiterstandbilds von Friedrich dem Großen Unter den Linden. Gleiches gilt für die Brücken, die die historische Formensprache aufscheinen lassen.

Gleichwohl kennzeichnet die aktuelle Situation für Berlins historische Mitte eine widersprüchliche Gleichzeitigkeit. Während mit der äußeren Rekonstruktion des Berliner Stadtschlosses und von Schinkels Bauakademie die Krönung und Vollendung der alten Mitte bereits absehbar ist, drängen plötzlich mehrere Bauvorhaben in den Vordergrund, die dieses einmalige Ensemble empfindlich stören würden.

Neben dem vom britischen Architekten David Chipperfield (neue Reichstagskuppel) geplanten modernistischen Entwurf für den Eingangsbereich der Museumsinsel betrifft dies unter anderem den geplanten Neubau eines würfelförmigen Gebäudes für Thyssen-Krupp vor dem ehemaligen Staatsratsgebäude. Die letzte Baulücke am Hausvoigteiplatz soll überdies durch einen unpassenden Entwurf im Stil der 70er Jahre geschlossen werden.

Zudem sehen die aktuellen Senatsbroschüren immer noch eine Bebauung der Schloßfreiheit mit „auf Lücke stehenden“ sogenannten „Townhouses“ vor, obwohl bereits selbst von öffentlicher Seite zugegeben wurde, daß hier ein geeigneter Standort für das geplante Denkmal der Deutschen Einheit wäre. Dies entspräche auch der historischen Konstellation, war doch hier die Stelle des monumentalen Nationaldenkmals, das Kaiser Wilhelm I. gewidmet war und von föderaler Gesinnung kündete. Im Winter 1949/50 hatte die SED-Regierung das Denkmal bis auf den Sockel abtragen lassen. Übriggeblieben von der 21 Meter hohen Reiterstatue sind lediglich zwei Löwengruppen, die heute vor dem Raubtierhaus im Tierpark Berlin im Ostteil der Stadt ihr Asyl gefunden haben.

Am eklatantesten jedoch und akut gefährdet wird die Vollendung der historischen Mitte durch die veralteten Pläne für eine neue „Rathausbrücke“, der einstigen Kurfürstenbrücke. Dieser völlig überholte Entwurf stammt von 1998, mithin aus einer Zeit, bevor noch der Bundestag sich für die Rekonstruktion des Berliner Stadtschlosses entschieden hatte. Inzwischen hatte die Enquete-Kommission die Wiederaufstellung des von Andreas Schlüter geschaffenen Reiterstandbilds des Großen Kurfürsten vorgesehen, selbst die offizielle Senatsbroschüre von 2005 (im Vorfeld der WM) hatte dies bereits berücksichtigt. Doch wäre dafür auf der neuen Brücke keinerlei Platz. Auch in ihrer radikal modernistischen Form wäre sie ein unzumutbarer Fremdkörper. Dennoch versucht die Senatsbauverwaltung derzeit, die Ausschreibung für den – von der Stadtplanung längst überholten – brachial-modernen Entwurf handstreichartig am Parlament vorbeizumogeln. Und dies, obwohl – mit Ausnahme der Linkspartei – alle anderen Fraktionen des Abgeordnetenhauses, selbst die SPD-Fraktion, für eine Abänderung des Brückenentwurfs plädieren, die sich an der ursprünglichen Gestaltung der Kurfürstenbrücke orientieren soll.

Dies ist um so bedeutender, als damit nicht nur das Erscheinungsbild des Schloßensembles vervollständigt würde. Überdies wäre die Ausführung des modernen Entwurfs ein unverzeihliches Novum, denn es wäre das erste Mal, daß im historischen Zentrum Berlins eine Brücke nach einem komplett neuen und modernen Entwurf gestaltet würde. Selbst beim jüngsten Projekt, der Monbijoubrücke, wurde bei der Gestaltung Rücksicht genommen auf das historische Vorbild.

Das vielleicht noch entscheidendere Argument für die weitestmögliche Wiederherstellung der einstigen Kurfürstenbrücke liegt in der Stadtgeschichte selbst. Denn wie erst kürzlich festgestellt wurde, ist die „Rathausbrücke“ die älteste Brücke Berlins überhaupt und zugleich Entstehungsgrund der Stadt: Im Jahre 1307 manifestierte sich hier die Vereinigung der Doppelstadt Berlin und Cölln in dem Bau eines gemeinsamen Rathauses auf oder zumindest an der Brücke.

In einem offenen Brief hat nun die Gesellschaft Historisches Berlin (GHB e.V.) die Abgeordneten des Berliner Parlaments aufgerufen, dafür zu sorgen, daß die stadthistorisch bedeutsame Entscheidung über die Brückengestaltung im Parlament noch einmal debattiert wird. Überdies soll durch ein – noch bis Ende Juni laufendes – Volksbegehren das Land Berlin dazu aufgefordert werden, eine Gestaltungssatzung für die historische Mitte Berlins zu verabschieden.

Die Geschichte selbst ist beredtes Zeugnis für die Wichtigkeit dieses Kampfes: Schließlich war die Kurfürstenbrücke in der Vorkriegszeit die prominenteste und schönste Stelle des alten Berlins, kein anderes Motiv war häufiger porträtiert oder fotografiert worden. Bislang scheine es, so die GHB-Vorsitzende Annette Ahme, als verstünde Berlin nicht, welch historischen Reichtum es besitzt.

Zeitzeugen



Konfuzius – Der Philosoph Konfuzius (um 551–479 v. Chr., eigentlich: Kong Tse, „Meister Kong“) ist der wohl berühmteste Chinese. Sein Ideal des Menschen, der durch Bildung zum „Edlen“, zum moralisch einwandfreien Menschen wird, der in Harmonie mit der Welt lebt, prägt den chinesischen Wertekanon bis heute. Konfuzius war auch Politiker, nämlich Justizminister des Herzogtums Lu.

Ying Zheng – Der Herzog des Landes Quin (259–210 v. Chr.) einte 221 v. Chr. die „streitenden Reiche“ zum Kaiserreich, das in den europäischen Sprachen seither von „Quin“ abgeleitete Namen wie „China“ trägt. Quin schuf mit großer Brutalität einen Einheitsstaat mit beeindruckender Infrastruktur und einer Hauptstadt mit damals fast unvorstellbaren 200 000 Einwohnern.



Pu Yi – Der letzte der chinesischen Kaiser, Aisin Gioro Pu Yi (1906–1967), hatte ein trauriges Schicksal: Als Kleinkind 1908 auf den Thron gesetzt, nahm ihm die Revolution von 1911 die Kaisermacht. 1924 floh er zu den Japanern, die ihn 1934 zum „Kaiser von Mandschukuo“ machten. 1945 geriet er in sowjetische Gefangenschaft, 1950 bis 1959 verbrachte er in einem rotchinesischen „Umerziehungslager“. 1967 starb Pu Yi, seelisch gebrochen von der 1966 einsetzenden Kulturrevolution.

Mao Zedong – Der Hilfsbibliothekar Mao (1893–1976) war neben Lenin und Stalin eine der großen kommunistischen Ikonen. Seit 1949 an der Macht, überzog er sein Land mit massenmörderischen Kampagnen, die geschätzten 76 Millionen Menschen das Leben kosteten, darunter die „Kampagne gegen Rechts“ (1957), der „Große Sprung nach vorn“ (1958–1962) und die „Kulturrevolution“ (1966–1976).



Tschiang Kai-schek – Tschiang (1887–1975) übernahm nach dem Tode von Sun Yat-sen 1925 die Führung der republikanischen chinesischen Regierungspartei Kuomintang. Nach der Niederlage im Kampf gegen Maos Kommunisten führte er ab 1949 auf Taiwan die „Republik China“ weiter, die bis 1971, auch als Mitglied des UN-Sicherheitsrats, als offizielles China anerkannt war. Seitdem geriet Taiwan mehr und mehr in die diplomatische Isolation.

Tibets Leidensgenossen

Auch die Uiguren sind eine in China unterdrückte Minderheit

Von Albrecht Rothacher

Unter Chinas 1,3 Milliarden Einwohnern gehören zehn Prozent zu den nationalen „Minderheiten“, die nicht zur Titularnation der Han-Chinesen gehören. Viele von ihnen haben eine Bevölkerungszahl und ein ursprünglich geschlossenes Siedlungsgebiet, das sie in Europa zu einer mittelgroßen Staatsnation werden ließe. Dazu zählen die Zhuang (16 Millionen), die Manchus (zehn Millionen), die islamisch-chinesischen Hui (neun Millionen), die Uiguren (acht Millionen), die Miao Südchinas (7,5 Millionen), die Yi (6,5 Millionen), die Tujia (5,7 Millionen), die Mongolen der Inneren Mongolei (fünf Millionen) und nicht zuletzt die Tibeter (4,6 Millionen).

Allen ist gemeinsam, daß sie vom chinesischen Wirtschaftswunder links liegengelassen werden. Sie leben meist weiter in bitterer Armut und sind von chinesischsprachigen Verwaltungs- und Wirtschaftsberufen und von höherer Bildung, die die vertiefte Kenntnis der chinesischen Schriftsprache voraussetzen, ausgeschlossen. Offiziell sind die Minderheiten toleriert, sofern sie in der KP-Diktatur mitschwimmen und die ihnen zugedachte Rolle im Han-Nationalismus als putzige Volkstanzgruppen, Touristenattraktion und ethnische Restaurantbetreiber brav weiterspielen. Grundsätzlich aber stehen die Minderheitennationen im han-chinesischen Nationalstaat vor der Alternative zwischen Anpassung, ethnischer Selbstaufgabe und Akkulturation einerseits oder opfervollem Widerstand und Selbstbehauptung andererseits. Die Manchus und die in den Städten lebenden Inneren Mongolen haben den Weg der Selbstaufgabe gewählt. Denn nur die volle Teilhabe am chinesischen Bildungssystem bietet ihnen und ihren Kindern Beschäftigungschancen und ein individuelles Entkommen aus Armut, Unterentwicklung und Diskriminierung. Die buddhistischen Tibeter und die islamischen Uiguren, die eine eigenstaatliche Tradition, jahrhundertealte Nationalkulturen und einstmals geschlossene Siedlungsgebiete weit westlich des eigentlichen Chinas besitzen, leisten Widerstand gegen den großchinesischen Kolonialismus. Für ihren unbeugsamen Mut bezahlen sie einen hohen Preis.

Nördlich von Tibet schließt sich Xinjiang („Neue Grenze“) als zweite große Westprovinz des heutigen China an. Sie wird von den Wüsten Gobi und Taklamakan, den Oasen und den Karawanenwegen der alten Seidenstraße geprägt. Xinjiang wird von acht Millionen Uiguren und einer Million Kasachen bewohnt. Seitdem in den 90er Jahren die Siedlungsprogramme massiv einsetzten, siedeln hier auch zwölf Millionen Han-Chinesen. Ähnlich wie Tibet war Xinjiang jahrhundertelang unabhängig oder in einem nur losen Tributsverhältnis zum chinesischen Kaiser autonom gewesen. 1950 wurde die sowjetisch gelenkte „Republik Ost-Turkestan“ von der PLA „befreit“. Die alte Führung kam bei einem mysteriösen Flugzeugabsturz in der Mandschurei ums Leben.

Xinjiang macht heute ein Sechstel des chinesischen Territoriums aus. Seine strategische und wirtschaftliche Bedeutung ist angesichts seiner reichen bislang kaum erschlossenen Vorkommen an Öl, Erdgas, Kupfer, Gold und Kohle unvergleichlich wichtiger als die des unwirtlichen tibetischen Hochlandes. Ursprünglich wurde die Han-chinesische Besiedlung Xinjiangs in den 50er Jahren durch Ketten von Arbeitslagern (laogai) vorangetrieben, in denen Millionen von politisch und sozial mißliebigen Zwangsarbeitern Staatsgüter, Bergwerke sowie den Kanal-, Straßen- und Eisenbahnbau betreiben mußten. Wie in Stalins Gulag wurden die meisten zu Tode gearbeitet.

Die alteingesessenen Uiguren und die chinesischen Neusiedler leben unverbundene Parallelexistenzen, die räumlich, beruflich, sozial, religiös und sprachlich streng geschieden sind. Die Uiguren wohnen in ihren traditionellen Lehmbauten in den abbruchbedrohten Altstädten und Oasensiedlungen als Obstbauern und Viehhirten oder als Handwerker und Händler auf den Basaren. Die Chinesen dagegen sind Soldaten, Polizisten oder Angestellte der Staatsbetriebe und wohnen in den Plattenbauten der Vorstädte. Uiguren werden von chinesischen Konzernen und vom Staat wegen mangelnder Kenntnisse der Schriftsprache nicht beschäftigt.

Der Gottesdienst der Moscheen wird unter allen möglichen Vorwänden eingeschränkt, ebenso wie die Gebetsrufe des Muezzin. Häufig werden sie bei Stadterneuerungen nach chinesischem Muster abgerissen.

Der nationale Widerstand der Uiguren wurde von Anfang an kriminalisiert und soll mit Brachialgewalt gebrochen werden. Unruhen beginnen meist spontan als Ausbruch des Volkszorns nach brutalen Übergriffen der Volkspolizei gegenüber Schwangeren (um Zwangsabtreibungen durchzuführen), Kindern, Jugendlichen, Geistlichen und Honoratioren bei den allnächtlichen Razzien. Dann versucht eine Menschenmenge die Polizeireviere zu stürmen und die Gefangenen zu befreien. Einige Stunden später kommt dann der Gegenschlag mit einem massiven Militäreinsatz, oft mit Panzern und Kampfhubschraubern gegen die Zivilbevölkerung. Hunderte von Toten auf Seiten der Aufständischen und tausende von Verhaftungen sind die Folge. Sie erwartet ausnahmslos Folter und jahrelange Lagerhaft, Dutzende öffentlicher Hinrichtungen oder spurloses Verschwinden angeblicher Rädelsführer. Fast täglich werden in Xinjiang ein bis drei Hinrichtungen bekanntgegeben. Meist sind die Delikte politisch: Separatismus, Bandenbildung, Sabotage und Terrorismus. Nur sehr selten werden einmal Chinesen wegen krimineller Untaten zum Tode verurteilt.

Der Präsident der Ostturkmenistan Stiftung in Ankara, Mehmet Riza Bekim, ein pensionierter türkischer General uigurischer Herkunft, meint zur chinesischen Repressionspolitik: „China weiß genau, was die Welt haßt. Sie versuchen die Uiguren als Kämpfer für den Islam darzustellen. Doch der islamistische Fundamentalismus hat nichts mit dem Kampf der Uiguren zu tun. Die Uiguren wollen einen demokratischen laizistischen Staat.“

Das uigurische Exil leidet unter dem Fehlen eines unbestrittenen charismatischen Führers wie des Dalai Lama für die Tibeter, der internationale Aufmerksamkeit und Anerkennung bewirkt.

Minderheiten in China

Gesamtbevölkerung: 1,33 Mrd.
davon Han-Chinesen: 91,9 %
andere (z.B. Tibeter, Mongolen) — 8,1 %
Sprachgruppen: Tibeter; Turkvölker (Uiguren, Kasachen, Kirgisen); Mongolen; Zhuang (Tai); Autonome Regionen
Quelle: APA, CIA © Globus 2096

Rechte der Minderheiten: Nur theoretisch vorhanden

Das Recht von Völkern und Volksgruppen auf kulturelle Autonomie ist durch Übereinkommen („Konventionen“) international garantiert. Diese fußen auf der „Internationalen Erklärung der Menschenrechte“ ebenso wie auf der „Charta der Vereinten Nationen“, kurz UN-Charta.

Konkret geregelt ist das Recht auf kulturelle Autonomie im „Internationalen Pakt über bürgerliche und politische Rechte“, auch „UN-Zivilpakt“ genannt. Die bislang 153 Unterzeichnerstaaten des Zivilpakts haben sich verpflichtet, regelmäßig Berichte an den UN-Menschenrechtsausschuß zu liefern, die über die praktische Rechtslage in ihrem Land Auskunft geben.

Hinsichtlich der kulturellen Rechte verbietet der Zivilpakt jedwede Diskriminierung aus

Diskirminierung ist UN-Charta verboten

ethnischen, religiösen und sprachlichen Gründen.

In dem ebenfalls 1966 verabschiedeten „UN-Sozialpakt“ werden überdies umfangreiche soziale Rechte garantiert, wie etwa das Recht auf Bildung und auf Zugang zum allgemeinen und höheren Schulwesen. Daraus leitet sich für sprachliche Minderheiten das Recht ab, auch in ihrer eigenen Sprache unterrichtet zu werden.

China hat den Zivilpakt zwar unterzeichnet („paraphiert“), allerdings wurde er noch nicht vom chinesischen Parlament verabschiedet („ratifiziert“). Darauf weist der Asienreferent der „Gesellschaft für bedrohte Völker“ (GfbV), Ulrich Delius, hin. Damit hat der Pakt in der Volksrepublik noch keine rechtliche Verbindlichkeit.

Indes, so Delius weiter, habe China die kulturellen Minderheitenrechte und das Verbot der Diskriminierung längst in seine eigene Verfassung aufgenommen. Die Tibeter gehörten zu den offiziell anerkannten 55 Volksgruppen des Riesenreichs, weshalb sie alle in chinesischem Recht verankerten Minderheitenrechte für sich einklagen könnten.

Das Problem sei weniger das Fehlen der erforderlichen Rechtsnormen, sondern vielmehr die Schwierigkeit, sie in der chinesischen Praxis umzusetzen und ihre Umsetzung zu kontrollieren, so Delius. *H. H.*

Wie Ying Zheng China einte

Im Jahre 221 vor Christi Geburt gründete der Quin-Herrscher das Kaiserreich der Mitte

Von Manuel Ruoff



Der Begriff „China“ geht auf Quin zurück. Quin war sowohl der Name einer Dynastie als auch eines Staates. Quin wurde 897 v. Chr. durch einen Mann niederen Adels gegründet. Der Aufstieg begann, nachdem das nominelle Oberhaupt Chinas 771 vor Christus vor einer Armee nichtchinesischer Nomaden aus seiner Hauptstadt hatte fliehen müssen und der damalige Quin-Herrscher dem König Schutz gewährt, eine militärische Eskorte zur Verfügung gestellt hatte. Der König dankte diese Unterstützung in der Bedrängnis dem Quin-Oberhaupt mit der Ernennung zum Herzog.

Von dieser Basis bauten die Quin ihre Macht in den folgenden Jahrhunderten aus. Dabei wurde der Staat von einer Idee geprägt, dem Legalismus. Eine prägende Rolle kam in diesem Zusammenhang dem Reformer Shang Yang zu, der als Kanzler einen hocheffizienten Staatsapparat schuf. Die Verwaltung wurde zentralisiert, Grund und Boden neu verteilt, Maße und Gewichte vereinheitlicht und untätige Aristokraten entmachtet. Legalisten wie Shang Yang vertraten den Standpunkt, daß alle Menschen von Grund auf gleich seien und deshalb grundsätzlich niemandem von Geburt an Privilegien zukämen. Die Folge war eine Leistungsgesellschaft, welche – abgesehen vom Herrscherhaus – keine Geburtsrechte kannte. Durch seine von vielen als rücksichtslos empfundenen Reformen machte sich Shang Yang zwar viele Feinde, die ihn letztlich zu Fall brachten, doch ob ihrer unleugbaren Erfolge blieb die von ihm eingeführte Reformidee auch nach seinem Sturz und der diesem folgenden Tötung prägende Staatsidee im Reiche der Quin.

Besonders erfolgreich waren die Reformen in der Armee. Ursprünglich waren die Streitkräfte von Adeligen befehligt worden. Nach den Reformen hatten jedoch Angehörige aller Gesellschaftsschichten den Marschallstab im Tornister, wenn sie denn talentiert genug waren. Die Armee wußte jedoch nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ zu überzeugen. Dank der effektiven Wirtschaftspolitik war der Unterhalt von angeblich etwa 600 000 Soldaten möglich.

Jetzt bedurfte es nur noch eines zupackenden Herrschers. 247 v. Chr. gelangte der 13jährige Ying Zheng an die Spitze des Quin-Reiches. Nach der Erlangung der vollen Regierungsmacht mit 22 begann er seine Einigungskriege. 230 v. Chr. wurde Han, das schwächste der sogenannten sieben streitenden Reiche Chinas, das erste Opfer von Zhengs Armee. 228 v. Chr. wurde die Hauptstadt von Zhao eingenommen und mit dessen König der bisherige nominelle Herrscher Chinas Quin-Gefangener. Ein Zhao-Prinz konnte zwar flüchten und weiter Widerstand leisten, doch geriet auch dieser 222 v. Chr. in Quin-Gefangenschaft. Ein vom Yan-Kronprinzen initiiertes Attentat auf ihn nahm der Quin-Herrscher zum willkommenen Anlaß, nun Yan anzugreifen. Yans Hauptstadt fiel 227 v. Chr. Zwei Jahre später griff Zheng Wei an. Nach einer dreimonatigen Belagerung der Hauptstadt gab der König von Wei auf. 224 v. Chr. kam das im Süden liegende Chu an die Reihe. Als schließlich 221 v. Chr. Quins Armee in Qi einfiel, stieß sie kaum noch auf Widerstand.

Nach der Niederwerfung der sechs Rivalen machte sich der Quin-Herrscher noch im Jahre der Eroberung des letzten Reiches zum Kaiser von China und seine Familie zu dessen Herrscherhaus.

Populismus mit Steuerpolitik

Beck will den »Reichen« ans Portemonnaie und schröpft dabei auch die Mittelschicht

Von Hans Heckel

Auslöser der neuesten Steuerideen der SPD war letztlich ein Vorstoß der CSU. Die Christsozialen fordern, die bayerischen Landtagswahlen im Blick, eine steuerliche Entlastung vor allem mittlerer Einkommensbezieher. Was die Sozialdemokraten dem entgegensetzten, ist zwar im einzelnen noch recht vage, der Vorschlag legt aber einen weiteren deutlichen Hinweis für die Linkswendung der Beck-Partei frei.

Die SPD peilt an, nach den kommenden Bundestagswahlen im Herbst 2009 die Last der Sozialabgaben zu senken, um die unteren Einkommensschichten zu entlasten. Hierzu sollen die Steuern angehoben werden. Um dies der Mehrheit des Volkes schmackhaft zu machen, wenden die Sozialdemokraten einen mittlerweile sattsam bekannten propagandistischen Trick an: Die „Reichen“ sollten zur Kasse gebeten werden – und nur sie, suggeriert die populistische Parole.

Dafür soll die „Reichensteuer“ von 45 Prozent, die bislang Einkommen ab 250 000 Euro (Ledige) oder 500 000 Euro (Verheiratete) trifft, schon ab der Hälfte des jeweiligen Jahresverdienstes eingetrieben werden. Zudem wurde der alte Hut „Vermögenssteuer“ abermals hervorgeholt.

Die SPD erweckt bewußt den Anschein, als träfe ihr Konzept nur einen kleinen Teil der Deutschen, was die weniger verdienende Mehrheit dazu verleiten könnte, einem Neidkomplex nachzugeben und den „Reichen“ die Schröpfung zu gönnen.

Was verschwiegen wird, ist jedoch, daß mit einer derartigen Ausweitung der „Reichensteuer“ in Richtung Mittelschicht die gesamte Steuerprogression steiler gemacht würde, das hieße: Auch die Bezieher mittlerer Gehälter, die sich selbst völlig zu Recht als keineswegs „reich“ einschätzen, würden noch stärker zur Kasse gebeten als heute schon.

Und es geht noch weiter, wenn man die Zwischentöne analysiert: Bundesfinanzminister Peer Steinbrück (SPD) hat zur Vorstellung der neuen Marschrichtung seiner Partei zur Steuer- und Abgabenpolitik deutlich gemacht, worum es ihm vor allem geht: die Sanierung des Bundeshaushalts. Sein Parteichef Kurt Beck wiederum schwärmt davon, mit den Mehreinnahmen aus der verbreiterten „Reichensteuer“ weitere „Zukunftsinvestitionen“ in Bildung, Infrastruktur und staatliche Kinderbetreuung finanzieren zu können.



Gegensätzlich: Während Beck (l.) mehr soziale Wohltaten verspricht, will Finanzminister Steinbrück sparen. Foto: ddp

Es ist also überaus fraglich, ob die Mehrbelastung auf der Steuerseite überhaupt jemals zu einer Entlastung auf der Abgabenseite führen würde. Zumal der Bundeshaushalt sogar in der derzeitigen Lage, unterstützt von einer passabel laufenden Konjunktur mit entsprechend hohen Einnahmen, nicht ausgeglichen werden konnte. Steinbrücks öffentlich verkündetes Ziel ist es, ab 2011 keine neuen Schulden mehr zu machen.

Angesichts einer weltweit und somit auch bald beim Exportweltmeister Deutschland bereits spürbar abkühlenden Konjunktur könnte das Ende der Neuverschuldung ab 2011 nur mit einer Haushaltsdisziplin oder aber durch weitere Steueranhebungen erreicht werden.

Becks Drang nach „Zukunftsinvestitionen“ läßt indes wenig Hoffnung, daß Haushaltsdisziplin in seinem Konzept noch Platz findet. Sollte es zu dem Beutezug in der Mittelschicht, den die SPD im Reflex auf die CSU-Vorstöße angekündigt hat, wirklich kommen, dürfte die Beute in den Händen des Fiskus verbleiben, der damit seinen Hunger nach weiterer staatlicher Verteilungsmasse stillt.

Wichtiger als das Konzept selber (Steinbrücks Ministeriale räumen ein, die „Einzelheiten“ noch gar nicht nachgerechnet zu haben) ist das ideologische Signal, das wie ein weiterer Schritt zu Rot-Rot wirkt. Es ist eine programmatische 180-Grad-Wende gegenüber der Entlastungspolitik der Schröder-Regierung. Kurt Becks jüngste Avancen an die FDP für ein rot-grün-gelbes Ampelbündnis erweisen sich vor diesem Hintergrund erst recht als rein taktisches Manöver.

Kurt Beck weiß das natürlich. Seine Signale an die Freidemokraten bargen für seine Partei jedoch keinerlei Gefahr. Im Gegenteil: Die erwartungsgemäße Absage Westerwelles könnte Beck später noch nützlich sein, wenn er den Deutschen einreden will, daß er alle anderen Optionen intensiv geprüft habe, weshalb ihm nun keine andere Wahl mehr bleibe als Rot-Rot-Grün.

Im Falle einer geschmeidigeren Reaktion der Freidemokraten wäre es wiederum bloß zu Irritationen innerhalb des bürgerlichen Lagers gekommen, was Becks SPD ganz gewiß auch nicht geschadet hätte.

Meldungen

Mehr Flüchtlinge aufnehmen?

Hannover – Die großen Kirchen in Deutschland werfen den europäischen Regierungen vor, den Kontinent vor einer wachsenden Zahl von Flüchtlingen abzuschotten. Es scheine, daß Europa sich seiner Verantwortung für Flüchtlinge in erheblichem Umfang entziehe und diese um so stärker den Staaten in armen Teilen der Welt aufbürde, hieß es in einem in Hannover und Bonn veröffentlichten Gemeinsamen Wort. Unterzeichner sind der EKD-Ratsvorsitzende, Bischof Wolfgang Huber, der Vorsitzende der katholischen Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch, und das Oberhaupt der Griechisch-Orthodoxen Kirche, Metropolit Augoustinos. Für geduldete Asylbewerber müsse die Bleiberechtsregelung, die ihnen eine Arbeitssuche ermöglicht, möglichst großzügig umgesetzt werden, denn bisher sei erst eine vergleichsweise geringe Zahl der Begünstigten erreicht worden. Die Neuregelung des Ehegattennachzugs habe nicht wie beabsichtigt Zwangsehen verhindert. Es bestehe vielmehr die Gefahr, daß das Recht auf Familieneinheit eingeschränkt werde. *idea*



Entschädigung vorgezogen

Berlin – Auf Drängen der Union wurde aufgrund des hohen Alters des betroffenen Personenkreises die Entschädigung von auf das Gebiet der DDR heimgekehrten Kriegsgefangenen vorverlegt. Statt wie vorgesehen zum 1. Januar 2009 können Betroffene jetzt zum 1. Juli 2008 mit einer Entschädigung rechnen. Personen, die 1947 / 1948 entlassen wurden, erhalten 500 Euro Einmalzahlung, die Entlassungsjahrgänge 1949 / 1950 1000 Euro. Alle anderen, die später heimkehrten, können mit einmalig 1500 Euro rechnen. Kriegsgefangene in der DDR wurden nicht wie ihre westdeutschen Kameraden direkt nach dem Krieg entschädigt.

Ost-Deutsch (69):

Wechsel

Von Wolf Oschlies

Jesus ging in den Tempel ... und die Tische der Wechsler stieß er um“, heißt es im Markus-Evangelium. Ein biblischer Beleg für ein Wort aus dem althochdeutschen Stamm „wehsal“, was ursprünglich „weichen, Platz machen“ bedeutete, bald aber auch für „Waren und Geld tauschen“ verwendet wurde. Und jeder Wechsel der Sprachverwendung wurde von einigen unserer Nachbarn mitgemacht, am treuesten von Tschechen. Die gingen als Junge schon in den 1920er Jahren „na veksl“ (auf Wechsel), nämlich auf einen Schüleraustausch, Deutsche in tschechische, Tschechen in deutsche Familien. Inzwischen gibt es Schüleraustausch ganz offiziell, wobei junge Tschechen sich wundern, wie ihre deutschen Klassenkameraden entscheiden können, „jestli se chce dal ucit latinu, nebo vekslovat na francouzstinu“ (ob sie weiter Latein lernen wollen oder zu Französisch wechseln).

Eindeutiger ist der russische „veksel‘“, der in neuen marktwirtschaftlichen Lehrbüchern als „schriftliche Verpflichtung, jemandem in einer bestimmten Frist eine bestimmte Geldsumme zu zahlen“, definiert wird oder als schriftliche Verpflichtung generell. Den im Juni 2003 zwischen Rumänien und Rußland geschlossenen Grundlagenvertrag kommentierten russische Blätter so: „Veksel‘ budet oplatschen“ (der Wechsel wird ausgezahlt). Oder auch nicht: Ende März 2008 wurde in Moskau ein Millionenbetrüger zu sieben Jahren Haft verknackt, der Gläubigern Wechsel wegnahm und sie beruhigte: „Vekselja ja vernu – eto pervoaprel'skaja schutka“ (Die Wechsel gebe ich zurück – das ist nur ein Aprilscherz).

Tschechen und Slowaken verbinden mit „veksl“ Erinnerungen an jüngere Vergangenheit. Im Kommunismus bedeutete „vekslovat“ (wechseln), Devisengeschäfte mit westlichen Touristen zu machen. Das war verboten und nicht ungefährlich, weswegen ein geschickter „vekslák“ im hohen Ansehen stand. Auch die Konkurrenz war hart, denn „v centru Prahy veksluji nasi lide a cizinci“ (im Zentrums Prags wechseln unsere Leute und Ausländer). Dieses Zentrum war der Wenzelsplatz, tschechisch Vaclavske namesti oder im Prager Jargon einfach „Vaclavak“. Dann kamen immer mehr Touristen, aus dem „Vaclavak“ wurde der „Vekslavak“ oder deutsch „Vekslplatz“.

Eigenes Profil vergeblich gesucht

Gesine Schwan sieht sich in erster Linie als Gegenkandidatin von Horst Köhler

Von Hans Heckel

Daß sie immerfort über ihre Rolle auf dem Weg zu einer rot-roten Kooperation auf Bundesebene befragt wird, kommt Gesine Schwan nicht sonderlich gelegen. Andererseits verschafft ihr die jüngste Zankerei über ein paar kritischen Äußerungen zur Linkspartei im „Spiegel“ zumindest ein wenig den Anschein von Profil. Den hat sie bitter nötig, denn außer ein paar Seitenhieben auf Amtsinhaber Horst Köhler hat die Kandidatin für das höchste Amt noch keine Gedanken von sich gegeben, die im Gedächtnis geblieben wären. Das wurde auch auf dem SPD-Parteikonvent in Nürnberg nicht besser. Parteichef Kurt Beck wollte mit bemühtem Kampfgeist die elende Laune der SPD-Delegierten aus der Lache ziehen. Da kam die dauerlächelnde Professorin gerade recht, mehr aber nicht. Wer eine präsidiale Rede erhofft hatte, wurde mit hübschen Sätzchen enttäuscht.

Bezeichnend für das gewisse Garnichts, das die Bewerberin ausstrahlt, ist bereits ihre eigene Begründung für die Kandidatur: Köhler sei ein guter Präsident, an dem sie nichts Wesentliches auszusetzen habe. Aber es sei nun mal das Wesen der Demokratie, daß es Gegenkandidaten gebe.

Politik als reine Formsache? Hinter der Fassade der gespielten Belanglosigkeit füllt Gesine Schwan ihre Rolle als zentrale Figur im heraufdämmernden Lagerwahlkampf.



Gegner: Gesine Schwan kandidiert gegen Horst Köhler. Foto: ddp

Die treibenden Kräfte in der SPD versuchen Schritt um Schritt, jedes Band zur Union, das ihnen bei der wahlkampftaktischen Abgrenzung für 2009 hinderlich sein könnte, zu kappen. Um dies zu verdecken, drückt sie sich bewußt um jede Festlegung bei Inhalten, ergeht sich in allgemeinem Fabulieren.

Wenn es denn einmal inhaltlich wird, was angesichts mehrheitsnotwendiger Linksaußen-Stimmen für Gesine Schwan unausweichlich ist, dann geriert sie sich als große Relativiererin: „Ich finde, wir sollten die Stasi-Mitgliedschaft nicht als das einzig Unmoralische in der Nation darstellen“, sagte sie dem „Spiegel“ (sie sagte „Mitgliedschaft“, wie bei einem Sportverein). Es gebe auch anderes Unmoralisches, auch in anderen Parteien, so Schwan. Mit solcher Diktion läßt sich jede Art von Verwerflichkeit in Watte packen. Damit wäre eine Präsidentin Schwan ein Rückschritt gegenüber Vorgängern, die durch klare Urteile Schärfe in verwaschene Debatten gebracht haben, und dabei auch die Kritik von Politik und Medien nicht scheuten.

Ganz ohne Inhalte indes ist Gesine Schwan nicht, doch offenbart sie ausgerechnet hier eine merkwürdig verstockte Rückwärtsgewandtheit: Als Polenbeauftragte der rot-grünen wie der schwarzroten Bundesregierungen sperrte sie sich gegen das „Zentrum gegen Vertreibungen“ in Berlin. Wie ihr Sprecher mitteilt, habe sie „in den vergangenen zwei Wochen keine Äußerungen zu dem Thema gemacht“, soll heißen: ihre Haltung nicht geändert.

Das Amt der Polenbeauftragten will Schwan nach Auskunft ihres Sprechers „bis auf weiteres“ beibehalten.

Mit ihrer das Nichtssagende zelebrierenden Rhetorik über allgemeine Fragen und einer Meinung zur Aufarbeitung des Vertreibungsschicksals, die an die Linke des Kalten Krieges erinnert, kann Frau Schwan bislang nicht überzeugen. Vielmehr steht sie für eine egoistische Politikerkaste, die gleichwohl in bestimmten Fragen eine eigentümliche Ignoranz überkommt. So erscheint die 65jährige, die im September als Uni-Präsidentin in Pension geht, wie ein Relikt ausgerechnet jener Zeit, in der Politiker- und Parteienverdrossenheit ihren Ursprung haben. Etwas, das nach vorne weist, hat sie bislang jedenfalls nicht anzubieten.

MELDUNGEN

Polen will mehr Einfluß

Warschau – Polen will seinen Einfluß auf die Deutsch-Polnische Stiftung der Wissenschaft ausweiten. In der Tageszeitung „Rzeczpospolita" beklagt Professor Mariusz Muszynski, daß die polnische Seite in den Gremien der Stiftung nur eine Stimme habe, die Deutschen aber drei. Die Stiftung finanziert gemeinsame Wissenschaftsprojekte, vor allem in Slubice gegenüber von Frankfurt / Oder. Muszynski war bisher als Berater der antideutsch eingestellten Ex-Außenministerin Anna Fotyga bekannt geworden; Fotyga hatte eine Schlüsselrolle im Kabinett Kaczynski. Jetzt soll die neue Bildungsministerin Anna Kudrycka Polen zu mehr Gewicht in der Stiftung verhelfen. Die Ministerin setzt auf die Unterstützung der deutschen Polen-Beauftragten Gesine Schwan. Ausgeschlossen hat Warschau allerdings, seinen finanziellen Beitrag aufzustocken: Polen trägt fünf Millionen der Stiftungsgelder, Deutschland 50 Millionen Euro.

Brot wird knapp in Pakistan

Islamabad – Pakistan, das mehr Getreide produziert, als es selber verbrauchen kann, erlebte in den letzten Monaten exorbitante Preissteigerungen beim dortigen Grundnahrungsmittel, dem Fladenbrot. Schuld daran sind aber weder Ernteausfälle noch die politischen Probleme des Landes, sondern eine Verknappung bei Brotgetreide, und die wiederum hat zwei Gründe: Die Großproduzenten im Süden – darunter die Latifundien des Bhutto-Klans – verlegen sich auf den Export, weil auf dem Weltmarkt höhere Preise zu erzielen sind. Und die Kleinbauern im Norden schleppen ihre Produkte nach Afghanistan, wo sie gut doppelt soviel erlösen können. Die Lage dürfte sich noch verschärfen, denn die Golf-Staaten sind zwecks Eigenversorgung dazu übergegangen, Agrarland aufzukaufen, darunter auch in Pakistan. Auch beim Biosprit-Geschäft gilt eben: Den letzten beißen die Hunde. *RGK*

Gewalt an der Wahlurne

Die vorgezogenen Parlamentswahlen in Mazedonien wurden von Ausschreitungen überschattet

Von Wolf Oschlies

Ein Toter, zahlreiche Verletzte und ein strahlender Sieger, das ist die Bilanz der Neuwahl in Mazedonien vom vergangenen Sonntag.

Die sechsten Parlamentswahlen in dem Land – mit zwei Millionen Einwohnern der kleinste Nachfolgestaat Ex-Jugoslawiens – waren erstmalig vorgezogene Neuwahlen, provoziert durch zwei außenpolitische Rückschläge im April: Auf dem Bukarester Nato-Gipfel bekam Mazedonien keine Einladung zur Mitgliedschaft, und die Regierung vergrätzte die mazedonischen Albaner – ein Viertel der Gesamtbevölkerung – mit ihrer Weigerung, ein unabhängiges Kosovo anzuerkennen.

In Wahrheit handelte es sich bei den Rückschlägen um zwei schmutzige Erpressungen, die der amtierenden Regierung der nationalliberalen „Demokratischen Partei der nationalen Einheit Mazedoniens" (DPMNE) unter Nikola Gruevski einen großen „Bonus" bei den Wählern einbrachten: Das Fiasko von Bukarest ist auf den Widerstand Griechenlands zurückzuführen, das dem kleinen nördlichen Nachbarn mit allen Mitteln und Tricks den Namen „Mazedonien" verbieten will. Und das Kosovo-Debakel wurde von dem Koalitionspartner „Demokratische Partei der Albaner" (DPA) ultimativ provoziert: Parteichef ist Menduh Thaci, ein Verwandter des Ex-„Kommandanten" der UCK und derzeitigen Kosovo-Premiers Hashim Thaci.

Die Mazedonier kennen die Kosovaren und deren jahrelanges Gezerre um die angeblich nicht markierte gemeinsame Grenze. Sie denken nicht daran, sich mit der Anerkennung des Kosovo zu beeilen, wenn sogar zehn EU-Mitglieder diesen „Staat" nicht anerkennen.

Seit dem Machtantritt 2006 von Premier Gruevski hat Mazedonien ein Wirtschaftswachstum von vier bis fünf Prozent erreicht, das sich 2008 den sechs Prozent nähern dürfte.



Wahlsieger Nicola Gruevski: Die albanische Minderheit macht ihm schwer zu schaffen. Foto: Reuters

Niemand in Mazedonien zweifelte an dem Sieg von Gruevski und seiner DPMNE (samt zwei Dutzend Partnern). Die Frage war nur, wie hoch er ausfallen würde. Gruevski peilte 61 Sitze (von insgesamt 120) im „Sobranie" (Parlament) an, um künftig gegen albanische Erpressungen „immun" zu sein. Die oppositionellen Sozialdemokraten (SDSM samt einigen Partnern in der „Sonne: Koalition für Europa") unter der charmanten Radmila Sekerinska, früher Ministerin für EU-Integration, hofften auf ein Kopf-an-Kopf-Rennen. Ali Ahmeti, früher UCK-Kommandant und seit einigen Jahren Führer der „Demokratischen Union für Integration" (BDI), der größten Albaner-Partei in Mazedonien, erklärte vorab jedes Wahlergebnis für inkorrekt, das seine Partei nicht als „Sieger" und Regierungsteilhaber auswiese.

2006 nahm Gruevski Thacis DPA in die Regierung, die die jüngste Krise provozierte. Würde der Premier nicht die absolute Mehrheit von 61 Sitzen erreichen, hätte er gewissermaßen die Wahl zwischen der Pest Ahmeti und der Cholera Thaci. Deren (unerfüllbare) Forderungen sind ohnehin identisch: Ethnische „Föderalisierung" Mazedoniens, also dessen Zerschlagung, Anerkennung der albanischen Minderheit als „zweites Staatsvolk", Renten für die albanischen „Kämpfer", die 2001 mit UCK-Unterstützung eine Aggression gegen Mazedonien verübten.

Der nur kurze Wahlkampf war erschreckend langweilig und uninspiriert – dem Premier wegen seiner Ablehnung griechischer Zumutungen „Isolationismus" vorzuwerfen, war albern. Häufig wurde der Wahlkampf unterbrochen durch Schießereien und Bombenattentate, die fast ausnahmslos in den kompakt albanisch besiedelten Regionen West-Mazedoniens stattfanden. Das albanische Elektorat ist in fünf, das mazedonische in 14 Parteien aufgesplittert, was erheblich weniger als 2006 ist. Die knapp 1,8 Millionen Wähler Mazedoniens stehen einander als mazedonischer und albanischer „Block" feindlich gegenüber. Jeder „Block" ist innerlich weiter gespalten, wobei die Auseinandersetzungen bei Mazedoniern verbal, bei Albanern gewalttätig ausfallen.

„Cair", das größte Stadtviertel Skopjes und vorwiegend Wohnsitz von Albanern, Türken und Roma, war am Wahltag in rote Fahnen mit schwarzem Doppeladler getaucht. Das ist die Staatsflagge Albaniens, die die DPA als Parteiflagge gewählt hat. Nach mazedonischen Gesetzen ist das illegal, aber mittlerweile lassen die Mazedonier ihre albanischen Mitbürger mit solchen Kindereien gewähren: Wir haben mit denen schon jedes denkbare Übel erlebt, geben ihnen aber alle Rechte und Privilegien, die die Internationale Gemeinschaft von uns im „Rahmenabkommen von Ohrid" (2001) forderte und amüsieren uns über ihre „Kämpfer"-Attitüden, lautet die allgemeine mazedonische Einstellung.

Das albanische Verhalten am Wahlsonntag war weniger harmlos-infantil: Feuergefechte mit der Polizei, Diebstahl von Wahlurnen durch bewaffnete Gruppen, „Auffüllen" von Urnen mit gezinkten Stimmzetteln etc. In zwei Prozent aller Wahllokale war es zu „Zwischenfällen" gekommen, Und die „Tatorte" lagen fast alle in Albanergebieten.

Die Wahlbeteiligung pendelte sich bei knapp 59 Prozent ein – respektabel für ein Balkanland. Und Gruevskis Partei erhielt gut die Hälfte der Stimmen, so daß sie zusammen mit ein oder zwei nahestehenden Koalitionspartnern über eine komfortable Regierungsmehrheit verfügt.

Pakistan statt Iran

Die USA überlegen neue Strategie

Von R. G. Kerschhofer

Die Spekulationen darüber, was der US-Präsident noch zur Verschärfung der Nahost-Lage beitragen könnte, hatten sich zuletzt auf den Iran konzentriert – vor allem nach einem US-Dementi jener auf den Iran bezogenen Äußerungen, die laut „Jerusalem Post" während Bushs Israel-Reise gefallen sein sollen. Es kommt Bush sehr ungelegen, daß Israel „hinter seinem Rücken" mit den Iran-Verbündeten Syrien, Hisbollah und Hamas verhandelt.

Nun mehren sich aber die Indizien dafür, daß eine Militär-Operation in Pakistan bevorsteht: Dort droht ein Vakuum, denn die mühsam gebastelte Koalitions-Regierung ist zerfallen, Staatspräsident Musharraf ist weitgehend entmachtet, und die Haltung der Armeeführung ist undurchsichtig. Es gibt anscheinend ein „Friedensabkommen" der Regierung mit den „pakistanischen Taliban", und das Militär zieht sich aus den Grenzgebieten zurück. Nato-Generalsekretär Jaap de Hoop Scheffer formulierte diplomatisch, daß die Afghanistan-Mission auf einem erfolgversprechenden Weg sei, daß aber vermehrt „Gewalttäter" über die Grenze aus Pakistan kämen. Die halbamtliche afghanische Zeitung „Hewad" forderte US-Angriffe auf die Taliban in Pakistan. Und im US-Hauptquartier im Emirat Katar soll es bereits eine Einsatzbesprechung gegeben haben – mit dem für das regionale Oberkommando designierten Irak-Kommandanten David Petraeus und der US-Botschafterin in Pakistan Anne Peterson. Petraeus hatte erst im April behauptet, Osama bin Laden bereite einen neuen Anschlag vor. Der Sender El-Dschasira vermeldete nun bin Ladens angeblichen Aufenthaltsort in Pakistan. Das ist brisant, denn das Gebiet grenzt an China, genauer an die mehrheitlich von turkstämmigen Muslimen bewohnte Unruheprovinz Xinjiang.

Um das Bild abzurunden: Die pakistanische Regierung forderte soeben eine Uno-Untersuchung über den Mord an Benazir Bhutto – fünf Monate nach der Tat. Diese an sich recht seltsame Forderung kann als Versuch gewertet werden, die Augen der Weltöffentlichkeit auf Pakistan zu ziehen, damit das Land nicht zu einem zweiten Afghanistan wird. *RGK*

Eine willkommene Ablenkung

Fußball-EM bewahrt die Österreicher vor unausgegorenen Parlamentsbeschlüssen

Von R. G. Kerschhofer

Was sich voriges Jahr abspielte, wird sich heuer kaum wiederholen: Unmittelbar vor der parlamentarischen Sommerpause wurden Dutzende Regierungsvorlagen durchgepeitscht, wobei kaum ein Abgeordneter den Inhalt dessen kannte, was er abzunicken hatte. Macht nichts, für Details gibt es dann ohnehin die Entscheidungen der Höchstgerichte und die Einsprüche aus Brüssel oder Luxemburg.

Diesmal rettet wahrscheinlich die Fußball-EM vor Fehlpässen und Eigentoren. Sie kommt sehr gelegen, denn der großkoalitionäre Eifer vom Vorjahr ist längst versandet. Munition für den täglichen Kleinkrieg liefern unter anderem parlamentarische Untersuchungsausschüsse und der Prozeß um die ehemalige Gewerkschaftsbank Bawag, der jetzt schon seit fast einem Jahr läuft – zum 100. Prozeßtag gab es im Gerichtssaal eine Torte mit einem Hunderter drauf.

Bei der EM selbst räumt man Österreich zwar nur geringe Chancen ein, aber Politiker müssen Präsenz zeigen, um entsprechend ins Bild zu kommen. Und man muß sich um die Sicherheit kümmern – schließlich könnte es sogar Terroranschläge geben.

Einen kleinen Vorgeschmack gab es schon vorige Woche: Der französische Präsident weilte zu einem dreistündigen offiziellen Staatsbesuch in Wien, um den Österreichern zu versichern, daß bilateral alles bestens sei und daß er während Frankreichs EU-Präsidentschaft alle ihre Anliegen unterstützen werde. Und natürlich dankte er warmherzig für die Entsendung von Soldaten in den Tschad. Auch der Foto-Termin mit Bundespräsident Heinz Fischer verlief harmonisch – es gibt keine Größenunterschiede. Etwas überraschend war die überschwengliche Umarmung, mit der Sarkozy und Kanzler Gusenbauer einander am Ballhausplatz begrüßten. Aber offenbar verbindet, was man gemeinsam hat: miserable Umfragewerte und massive Kritik in den eigenen Reihen.

Bei den unmittelbar spürbaren Problemen tut sich die Regierung leicht: Der Preisanstieg hat mit dem Weltmarkt zu tun, und bei der Inflationsrate – zuletzt deutlich über drei Prozent – liegen „die anderen" auch nicht besser. Daß vieles hausgemacht ist – saftige Tariferhöhungen einerseits, wirtschaftlich kaum vertretbare Erhöhungen von Gehältern und Pensionen andererseits – geht unter. Ebenso, daß höhere Spritpreise auch das Steueraufkommen erhöhen.

Bei längerfristigen Problemen geht es primär um die „Pensionsreform", die so heißt, weil die armselig klingenden „Renten" längst in Pensionen umbenannt wurden, und um die „Gesundheitsreform", die eigentlich Reform der Krankenversorgung heißen müßte. Dabei gehen die Vorstellungen selbst innerhalb von SPÖ und ÖVP weit auseinander, so daß vor dem Sommer höchstens Minimalbeschlüsse zustande kommen dürften.

Eine beachtliche, wenngleich nicht ausreichende Pensionsreform gab es schon unter der ÖVP-FPÖ-Koalition 2001. „Angedacht" wurde jetzt unter anderem eine automatische Anpassung des Antrittsalters, abhängig von der steigenden Lebenserwartung. Aber daraus wird nichts, denn die SPÖ will nichts dem „herzlosen Computer" überlassen, wie der SPÖ-Pensionistensprecher sagte. Und ein höheres Antrittsalter verschiebt das Defizit ohnehin nur von der Pensions- zur Arbeitslosen- oder Invalidenversicherung.

Noch heftiger umstritten sind die Vorschläge zur Gesundheitsreform – die Ärzteschaft droht sogar mit einem Streik während der EM. Dabei wurde manches gar nicht angeschnitten: Der größte Kostenfaktor sind die Krankenhäuser – unter anderem, weil das derzeitige Verrechnungssystem zu unnötiger Verlängerung von Krankenhausaufenthalten verleitet. Und in Wartezimmern von Ärzten und Ambulanzen, wo Österreicher oft in der Minderheit sind, wird die „Bereicherung" durch Familienzusammenführungen und Einbürgerungen augenscheinlich. Medikamente dürften in beträchtlichem Ausmaß an Personen gehen, die gar nicht mitversichert sind.

Das Ergebnis der Tiroler Landtagswahlen am 8. Juni könnte das Koalitionsklima weiter belasten. Eine wichtige Frage ist, wieviel die ÖVP an die Liste eines ÖVP-Dissidenten verliert. Es ist also möglich, daß die ÖVP in einem weiteren Bundesland den Posten des Landeshauptmanns abgeben muß oder ihn nur mit einer fragwürdigen Koalition retten kann. Schwarz-Grün ist greifbar nahe.

Als Kulturgut wiederentdeckt

Nach 200 Jahren am Katzentisch werden Frankreichs Regionalsprachen von der Verfassung geschützt

Von Jean-Paul Picaper

Die Regionalsprachen sind Teil des nationalen Kulturerbes.“ Das französische Parlament hat in seltener Einmütigkeit diesen von dem Vorsitzenden des Rechtsauschusses, Jean-Luc Warsman, vorgeschlagenen Grundsatz abgesegnet und die verfassungsgebende Versammlung, eine gemeinsamen Sitzung beider Parlamentskammern, wird ihn im Juli in Versailles mit der erforderlichen Dreiviertelmehrheit bestimmt annehmen.

Der Satz wird im Sommer 2008 dem Artikel 1 der französischen Verfassung angehängt. Auf den ersten Blick widerspricht er der ersten Zeile desselben Artikels, der bestimmt, daß „die Republik eins und unteilbar“ sei. Er setzt sich auch von dem Satz ab, den Staatspräsident Jacques Chirac an den Anfang des Artikels 2 hatte einfügen lassen, daß nämlich „die Sprache der Republik das Französische ist“. Die von Nicolas Sarkozy eingeleitete Verfassungsreform wird trotzdem den Regionalsprachen Geltung verschaffen.

Nach langjährigem Zögern ist dieses Votum ein Befreiungsschlag. Man vermeidet zugleich, daß die französische Amtssprache in Frage gestellt wird. Die Regionalsprachen sind fortan ein geschütztes Kulturgut, wie etwa die Schlösser an der Loire oder die Innenstadt von Bordeaux, die seit 2007 zum Kulturerbe der Unesco gehört. Sie werden aber nicht der Amtssprache gleichgestellt. Man verwehrt damit auch, daß die Brüsseler Richtlinien ins Elsässische, ins Bretonisch-Keltische, ins Baskische und in die südfranzösische Sprache von Oc, um nur die wichtigsten zu nennen, übersetzt werden müssen, was mit hohem Aufwand verbunden wäre.



Für die eigene Regionalsprache: Demonstranten werben für Okzitanisch. Foto: pa

Politisch könnte es aber zur Folge haben, daß die 22 Regionen Frankreichs zu Lasten der 100 Departements gestärkt werden. Die Regionen sind mit Mitteln und Kompetenzen nicht ausreichend ausgestattet. Sie sind den Regionen und Bundesländern anderer europäischer EU-Mitglieder nicht gewachsen. Die von Sarkozy einberufene Kommission des Reformers Jacques Attali hat neulich die Beseitigung der zu kleinen und zu kostspieligen Departements zugunsten der Regionen vorgeschlagen. Die „regionalen Sprechweisen“ können diesem Vorschlag Vorschub leisten. Sie waren durch das Deixonne-Gesetz von 1951, das einigen von ihnen einen „bestimmten Wert“ zusprach und deren Unterricht in den Schulen erlaubte, vor dem sicheren Untergang gerettet worden. Aber geschützt wurden sie bisher nicht.

Die Tragweite des neuen Verfassungssatzes darf nicht unterschätzt werden. Die Revolution von 1789 hatte die Regionalsprachen beseitigen wollen. Damals führte Robespierre blutige Vernichtungskriege gegen die separatistischen, konterrevolutionären Bewegungen in Einzelteilen des Landes. Die Provinzen wurden beseitigt und in Departements zerstückelt. Der Diktator erhielt von einem Menschen Flankenschutz, der sich von ihm grundlegend unterschied. Der katholische Pfarrer Henri Grégoire (1750–1831) wurde 1793 von der Revolution beauftragt festzustellen, wie viel Prozent der Franzosen die Gesetzte der Republik lesen oder wenigstens verstehen konnten. Fast die Hälfte der Staatsbürger konnte nicht Französisch, stellte Grégoire in seinem 1794 vorgelegten Bericht über „Die Notwendigkeit, die Dialekte zu vernichten und den Gebrauch der französischen Sprache universal zu verbreiten“ fest.

„Man kann die Sprache einer großen Nation uniformieren“, schrieb der revolutionäre Abt. Dieses Unterfangen, das von keinem anderen Volk durchgeführt wurde, „ist des französischen Volkes würdig, das alle Zweige des sozialen Zusammenlebens zentralisiert und das eifrig sein muß, in einer unteilbaren und einigen Republik den einzigen und unabänderlichen Gebrauch der Sprache der Freiheit so schnell wie möglich zu verankern“. Nach dem revolutionären Einschnitt fristeten die als Dialekte von Hinterwäldlern verachteten Regionalsprachen Frankreichs ein Dasein im Untergrund. Nur noch die Landbevölkerung in den Dörfern und einige folkloristische Dichter pflegten sie. Bei allem Respekt vor den Basken und den Bretonen, vor den Elsässern und den Normanen ging es in erster Linie um die Trennung vom Nordfranzösischen und vom Südfranzösischen in den Sprachen von Oc (im Süden) und von Oil (im Norden).

Der Süden war im 13. Jahrhundert in den blutigen Albigenser-Kriegen von der Krone besiegt worden. Seine romanische Sprache, und zwar die verschiedenen Zweige der „Langue d'Oc“, das Gasconische (Aquitanien), das Okzitanische (Zentralmassiv und Toulouse), das Provenzalische (unteres Rhônetal bis zum Mittelmeer) und das Francoprovenzalische (Alpen), wurde unterdrückt.

Kein Wunder, daß Eigenart und Ursprung des Gasconischen in Aquitanien von dem deutschen Philologen Gerhard Rohlfs aus Tübingen und das Provenzalische von seinem Landsmann aus Königsberg Eduard Koschwitz erforscht und rehabilitiert wurden.

MELDUNGEN

Piratenjagd legitimiert

New York – Da sich die somalische Regierung in Mogadischu aufgrund des Bürgerkrieges im Lande für außerstande erklärt hat, gegen die zunehmende Piraterie in ihren Hoheitsgewässern vorzugehen, hat der UN-Sicherheitsrat andere Nationen ermächtigt, zur „Unterdrückung von Akten der Piraterie und bewaffneter Überfälle auf See“ künftig auch in somalische Hoheitsgewässer einzudringen. Diese Regelung gilt vorerst für die nächsten sechs Monate.



König räumt Palast

Kathmandu – Nach 240 Jahren Monarchie räumte der letzte König von Nepal seinen Palast. Eine neue Regierung hat das vor einer Woche von den Siegern der letzten Wahl zur Republik ausgerufene Nepal jedoch noch nicht. Die siegreichen Maoisten beanspruchen die Ämter des Regierungschefs und Staatspräsidenten für sich. Da sie nicht die absolute Mehrheit erlangt haben, brauchen sie einen Koalitionspartner. Die in Frage kommende nepalesische Kongreßpartei oder die Kommunistische Partei wären jedoch nicht bereit, den Maoisten beide Ämter zu überlassen.

Kleine Versöhnung

Kopenhagen – „Je leichter es wird, die Region auszubeuten, desto schwieriger wird es, Konflikte zu lösen“, erklärte der dänische Außenminister Per Stig Møller nach der Nordpol-Konferenz auf Grönland. Ein „wilder Wettlauf“ um die Bodenschätze des Nordpols wurde vorerst abgewendet. Bisher gibt es allerdings nur eine Willenserklärung, auf die jeweiligen Eigentumsrechte wurde bestanden.

Droht ein Krieg?

Gefährlicher Streit um die Erdgasblase der Spratly-Inseln

Von Joachim Feyerabend

Jahrtausende hat sich kein Mensch für die 200 Mini-Inseln und Sandbänke der Spratlys in der Südchinasee interessiert, doch nun streiten sich gleich sieben Nationen um das flache Seegebiet, das als größter Kontinental-Shelf der Erde gilt. Beobachter halten sogar den Ausbruch eines Krieges für möglich. Der Hintergrund: Die Inselgruppe liegt vermutlich über einer gigantischen Erdgas- und Erdölblase.

Auf rund 180 000 Quadratkilometer Seegebiet verteilen sich die nur zehn Quadratkilometer Fläche und die höchstens sechs Meter hohen Inselköpfe, Korallenriffe und Felsspitzen, durch die zudem eine der wichtigsten Schiffahrtslinien unserer Zeit mit gut der Hälfte der Welttonnage führt.

Die USA sind besorgt, denn eine kriegerische Auseinandersetzung würde wegen des Fracht- und Tankerverkehrs gravierende Auswirkungen für den Welthandel bedeuten.

40 der Inselchen sind bereits mit militärischen Bauten unter anderem von China, Thailand und Vietnam bepflastert. Taiwan, Malaysia, das Sultanat Brunei und die Philippinen erheben ebenfalls Ansprüche. Scharmützel hat es in den vergangenen Jahren bereits gegeben. Nach dem Muster der „Salamitaktik“ okkupierte die Volksrepublik seit Beginn der 90er Jahre Scheibchen um Scheibchen. Derzeit sollen rund 1000 Soldaten Pekings auf den Spratlys stationiert sein. Solange im Pazifik amerikanische und sowjetische Kriegsschiffe die Machtbalance hielten, ruhte der Streit, und die Philippinen nutzten die Inseln ungestört als Wirtschaftszone für ihre Fischerei, doch nach dem Kollaps der UdSSR und dem Abzug des größten Teils der US-Flotte nördlich von Manila machten sich vor allem die roten Machthaber breit. Ihre explodierende Volkswirtschaft ist dringend auf eigene Rohstoffe angewiesen und der Bedarf Südostasiens an Erdöl – so Wirtschaftsexperten – steigt jährlich um vier Prozent, die Hälfte entfällt auf die Volksrepublik. Eine Förderung von täglich 1,9 Millionen Barrel auf den Spratlys, die China Nansha-Inseln nennt, ist das erklärte Ziel Pekings.



„Erst die Spratlys, dann Palawan“, ängstigt sich der philippinische „Daily Inquirer“ um die Insel der Philippinen und die dortigen Offshore-Reserven. Die Furcht ist angesichts der militärischen Überlegenheit der roten Flotte nicht unbegründet, denn Pekings Machthaber beanspruchen bereits Indonesiens Nantuna-Gasfelder auf dem Shelf dieses fernöstlichen Inselstaates – ein weiterer Konfliktstoff. Das Gebiet ist mehr als 1500 Kilometer vom südlichsten Punkt der chinesischen Küste entfernt.

Die erst von Engländern, Franzosen und 1938 von Japanern in Besitz genommene Inselgruppe wurde nach Japans Niederlage im Zweiten Weltkrieg völkerrechtlich schlicht vergessen und ist jetzt niemandem zugeordnet. Daher der Deal zwischen Chinas Premier, Präsidentin Gloria Arroyo von den Philippinen und der Regierung Vietnams, wonach in einem Joint-Venture die weitere Exploration zur wirtschaftlichen Ausbeutung der Gebiete vorangetrieben werden soll. Bonbon Pekings an Manila: Dollarmillionen für Infrastruktur und Militär. Doch dieses Agreement für eine friedliche Lösung des Konflikts kann wiederum von den anderen Anwärtern auf den Ölkuchen nicht akzeptiert werden – das gefährliche Spiel geht also weiter.

Energiegipfel

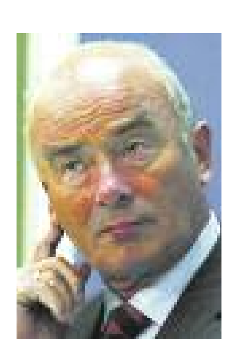
Beratungen in Kiew über Kaspi-Öl

Von M. Rosenthal-Kappi

Ende Mai trafen Vertreter der EU und der Anrainerstaaten des Kaspischen Meeres in Kiew zu einem Energiegipfel zusammen. Ein Tagesordnungspunkt betraf Beratungen über den Aufbau eines eurasischen Transportkorridors unter Umgehung Rußlands. Zu diesem Zweck hatten die Anrainer schon 2001 die Ölpipeline Odessa–Brody gebaut, durch die Kaspi-Öl nach Europa transportiert werden sollte. Wegen fehlender Abzweigungen nach Polen wurde sie jedoch einige Jahre nicht genutzt. Sollte es zu einer Einigung der Anrainer zum Bau der restlichen Pipelineabschnitte in der Ukraine und Polen kommen, könnte 2010 Kaspi-Öl durch diese Leitungen nach Europa gepumpt werden. Aserbaidschan, das Projekte in der Türkei und Georgien unterstützte, erklärte sich bereit, auch in den ukrainischen Markt, etwa durch den Bau einer erdölverarbeitenden Fabrik, zu investieren. Für den Transport über die Pipeline Odessa–Brody will Baku der Ukraine 470 000 Tonnen Öl liefern. Sollte das Projekt verwirklicht werden, könnte über den euro-asiatischen Energiekorridor das Kaspische Meer mit der Ostsee verbunden werden, da die Pipeline von Brody weiter nach Danzig führen und von dort aus die baltischen Staaten mit Erdöl versorgen wird.

Nach zähen Verhandlungen über Energielieferverträge zwischen Moskau und Kiew ist die ukrainische Intitiative zur Bildung eines von Rußland unabhängigen Energiekorridors verständlich. Viele werfen Rußland den Mißbrauch von Energielieferungen als politisches Druckmittel vor. Aus russischer Sicht ist der Streit ums kaspische Öl eine geopolitische Frage, bei der es um den Erhalt des Einflusses in der Region geht. Das Kaspische Meer ist ein Binnensee, der über keine direkten Verbindungen zum Meer verfügt. Das heißt, alle Anrainer haben das Recht der Nutzung von Bodenschätzen zu gleichen Teilen. Würde das Kaspische Meer nach dem internationalen Seerechtsabkommen von 1994 als Meer anerkannt, hätte jeder Anrainer das Recht zur Ausbeutung seiner Zone. Dies fordern Aserbaidschan, Kasachstan und Turkmenistan. Georgien und Ukraine haben ein angespanntes Verhältnis zu Moskau, die übrigen Gipfelteilnehmer pflegen enge Beziehungen zu Moskau. Sie dürften aufgrund langfristiger Verträge an Konflikten mit Gazprom nicht interessiert sein. Die Ukraine könnte kurzfristig profitieren, langfristig jedoch isoliert dastehen, wenn Gazprom sich neue Lieferwege sucht.

»Auf ein Wort«



Was tun gegen Jugendgewalt?

Von JÖRG SCHÖNBOHM

Wie die kürzlich in Berlin präsentierte Polizeiliche Kriminalstatistik ausweist, ist die polizeilich registrierte Kriminalität in Deutschland erneut rückläufig. Damit setzte sich auch 2007 ein erfreulicher Trend fort. Insgesamt gab es im vergangenen Jahr 0,3 Prozent weniger Straftaten als im Vorjahr. Damit ist unser Land wieder ein Stück sicherer für die Menschen geworden. Besonders erfreulich ist es, daß auch die Zahl der jugendlichen Tatverdächtigen um 0,4 Prozent zurückgegangen ist.

Eigentlich wäre das ein Grund zur Freude, wäre da nicht gleichzeitig ein bedenklicher Anstieg bei jugendlicher Gewaltkriminalität zu beobachten. Im Vergleich zum Vorjahr nahmen die Straftaten in diesem Bereich um 4,9 Prozent zu. Bereits die letzte Polizeistatistik hatte in diesem Bereich einen Anstieg festgestellt. Besonders auffällig ist zudem der Zuwachs an gefährlichen und schweren Körperverletzungen, die um 6,3 Prozent anwuchsen.

Es liegt auf der Hand, daß hier dringender Handlungsbedarf be-

Zu viel Zeit zwischen Straftat und Strafe

steht. Schließlich hat nicht nur das Ausmaß der Straftaten zugenommen, sondern vor allem auch die Brutalität und Skrupellosigkeit der Taten. Die Gewaltbereitschaft unter Jugendlichen ist in den vergangenen Jahren besorgniserregend angestiegen. Gleichzeitig sinkt bei vielen die Hemmschwelle. Dies muß uns ebenso nachdenklich stimmen, wie die Tatsache, daß auch der Anteil von jugendlichen Intensivtätern zugenommen hat, also jener, die bereits in jungen Jahren eine lange kriminelle Biographie aufweisen.

Neben der Polizei ist vor allem die Justiz gefordert. Die jugendlichen Straftäter müssen so schnell wie möglich zur Verantwortung gezogen werden. Sie müssen erfahren, daß der Rechtsstaat begangenes Unrecht nicht einfach hinnimmt, sondern zügig durch Strafe sanktioniert. Kriminelles Verhalten darf nicht folgenlos bleiben. Die Jugendlichen müssen die Konsequenzen ihres Handelns spüren – und das möglichst zeitnah zur begangenen Tat.

Erfahrungen in der Jugendarbeit zeigen nämlich, daß gerade eine große zeitliche Distanz zwischen Tatzeitpunkt und der verhängten Sanktionsmaßnahme zu weiterem problematischen Verhalten führen kann. Der Rechtsstaat muß auf Verstöße konsequent und schnell reagieren können. Vordringliche Aufgabe der Politik sollte es daher sein, entsprechende Rahmenbedingungen zu schaffen, die es den Gerichten ermöglichen, jugendlichen Straftätern zügig das Verfahren zu machen.

Letzten Endes sind solche Maßnahmen aber nicht viel mehr als eine bloße Bekämpfung der Symptome. Sie kommen naturgemäß erst dann zum Zug, wenn es eigentlich schon zu spät ist. Eigentlich müßte bereits früher – nämlich bei der Erziehung – angesetzt werden. Das jedoch ist nicht Aufgabe von Polizei und Staatsanwaltschaft, das ist alleine Aufgabe der Eltern. Sie müssen stärker in die Pflicht genommen werden. Was in den Elternhäusern an Erziehung versäumt wird, kann nachträglich nicht mehr von der Polizei nachgeholt werden.

Auffällig ist, daß bei vielen Straftätern kein festes soziales Umfeld vorhanden ist. Zudem setzen Eltern ihren Kindern häufig keine Grenzen mehr. In vielen Familien gibt es keine klaren Normen, an denen sich die Kinder orientieren können. Wenn Erziehung aber inkonsequent oder sogar inkonsistent ist, dann ist für den Nachwuchs nicht mehr erkennbar, was richtig und was falsch ist, was er darf und was nicht. Ohne Schranken und Normen in der Erziehung sind spätere Konflikte programmiert. Wer als Kind nie gelernt hat, wie man sich sozial korrekt verhält, oder vielleicht sogar im eigenen Elternhaus Gewalt erfahren hat, der wird als Heranwachsender eher dazu neigen, Streitigkeiten ebenfalls mit Gewalt zu lösen.

Viele Eltern haben sich mittlerweile fast gänzlich von ihrer Erziehungsverantwortung verabschiedet. Fachleute sprechen sogar von einer „Erziehungsverweigerung“. Bisweilen ist es vielen Eltern gar nicht mehr klar, wer eigentlich tatsächlich für die Erziehung ihrer Kinder verantwortlich ist. Schließlich wird bei uns Erziehung zunehmend an Horte, Krippen und Schulen ausgelagert. Nicht selten sind die Erzieher

In erster Linie sind die Eltern gefragt

dort aber mit ihrer Rolle als Ersatz-Eltern schlichtweg überfordert.

Kinder – und vor allem Klein- und Kleinstkinder – benötigen sichere Bindungen und feste Bezugspersonen: Das können nur die Eltern bieten. Elterliche Zuwendung ist durch nichts zu ersetzen. Schließlich ist es gerade die emotionale Verbundenheit zwischen Eltern und Kindern, die ganz entscheidend für die Entwicklung von Mitgefühl und Verantwortungsbereitschaft verantwortlich ist. Eine externe Kinderbetreuung kann das in diesem Maße nicht erreichen. Krippe und Schule alleine können nicht für die Erziehung verantwortlich sein. Unsere Kinder brauchen weniger Hortverwahrung und dafür mehr Liebe und Fürsorge der Eltern.

Wenn Kindern eine liebevolle Erziehung zuteil wird, das heißt, wenn sie erfahren, was es bedeutet, wenn sie angenommen werden, wenn ihnen zugehört wird, wenn ihnen Zeit geschenkt wird, wenn ihnen Mut gemacht wird, wenn sie unterstützt und gefördert werden, aber auch wenn ihnen Grenzen aufgezeigt werden, dann ist das die beste Vorbeugung gegen Jugendgewalt.

Zeigen wir nicht nur auf die anderen; jeder von uns kann hierzu seinen Beitrag leisten – fangen wir damit an.



Gewaltbereit: Jugendliche brauchen Grenzen und Normen – und Eltern, die diese auch durchsetzen. Foto: colourbox

Ihre Stimme beeindruckte Millionen

Berühmte Liebespaare: Evita und Juan Perón

Von E. Knorr-Anders

„Wein' nicht um mich, Argentinien!" Dieses melodramatische Lied aus Andrew Lloyd Webbers Musical „Evita" tönt seit 1978 um die Welt. Wie kam es dazu? Durch den Mythos, der sich um Leben und Tod einer Frau rankte, die zur glorifizierten Legende ihres Volkes wurde: Evita Perón.

Evita kam am 7. Juni 1919 in Los Toldos, einem Dorf in der Pampas, zur Welt. Sie war das jüngste der fünf unehelichen Kinder, welche die indianerblütige Dienstlerin Juana dem Grundbesitzer Juan Duarte geboren hatte. Unehelich, und dazu noch rangniedrig geboren zu sein, bedeutete Verachtung vom ersten Lebenstag an. Evita durchlitt es. Noch fehlte ihr die Erkenntnis, daß „Wildwuchskinder" sich oft als lebenstüchtiger als die mit Genehmigung gezeugten Nachkommen erweisen. Es erklärt die später auf ihre Veranlassung gefälschte Geburtsurkunde, in der sie den Namen ihres leiblichen Vaters „Duarte" eintragen ließ. Nun galt sie als „ehelich" geboren. Nie vergaß sie den Tag, an dem Juana ihre fünf Kinder zur Witwe Duartes schickte, um sich von dem Toten zu verabschieden. Die Witwe verbot es. Erst als die Geschwister weinten, durften sie dem Aufgebahrten die Hand küssen. Dann mußten sie verschwinden: „Raus!" Evita, die in diesen Minuten die Kinderschuhe abstreifte, nahm sich vor, später den mißachteten, „hemdlosen Armen" (Descamisados) zu helfen. Dazu mußte sie selbst erst reich und angesehen werden. Sie wurde es – und erfüllte ihr Vorhaben.

Noch aber war weder an Reichtum noch Ehre zu denken. Mit 15 Jahren verließ sie Los Toldos. Nach Buenos Aires zog es sie, Schauspielerin wollte sie werden. Ihre aparte Schönheit fiel auf. Das allein reichte für eine Karriere nicht. Kleine Sprechrollen in Hörspielen wurden ihr angeboten, bald die Hauptrollen. Ihre Stimme blieb im Ohr, schwingend, manchmal schwermütig, meistens Mut, Kraft verheißend, eine Seelenstärkung für Millionen an ihrem Dasein verzweifelnder Menschen. Durch Mißwirtschaft und Korruption herrschten in Argentinien Hunger, beispielloses Elend.

In diesem Chaos trat der ersehnte „Retter" in Erscheinung, der „starke Mann", der Argentinien in den Wohlstand führen würde. 1943 war es soweit. Durch einen Staatsstreich übernahm das Militär die Macht. Der Anführer des Putsches war ein hochgewachsener, fülliger Offizier, 48 Jahre alt, Witwer: Juan Perón. Wie Evita kannte er als Landarbeitersohn das soziale Gefälle zwischen Arm und Reich. Wenn ein Staatswesen gedeihen sollte, konnte es so nicht bleiben. Um seine Pläne umzusetzen, brauchte er Menschen, die in unbedingter Loyalität zu ihm hielten. Zu ihnen zählte Evita. Auf einem Wohltätigkeitsfest 1944 zwang ihn eine Stimme, sich umzuwenden. Er erblickte Evita. Ihr Aussehen beeindruckte ihn nicht. Schöne Frauen kannte er genug.



Evita und Juan Perón: Die Politik vereinte sie. Foto: pa

Aber die Stimme! Millionen würden gebannt lauschen, wenn sie für seine Ideen warb. Noch in dieser Nacht nächtigten sie gemeinsam. Perón erkannte, daß Evita – trotz oft gewechselter Liebhaber – asexuell veranlagt war. Was tat's? Die politische Weggenossin war entscheidend. Während der folgenden politischen Konfusionen wurde Perón verhaftet. Er schrieb an Evita: „Nun weiß ich, wie sehr ich Dich liebe und daß ich nicht ohne Dich leben kann."

Evita ihrerseits erwiderte: „Ich versichere Dir, daß ich in meinem Leben hart gekämpft habe, um etwas zu werden und daß ich viel gelitten hatte, doch dann kamst Du und machtest mich so glücklich, daß ich dachte, es wäre ein Traum, und da ich Dir nichts bieten konnte, außer meinem Herzen und meiner Seele, gab ich Dir beides ganz."

In Peróns Haftzeit wuchsen Evita ungeahnte Fähigkeiten zu. Zielgerade verband sie sich mit den Gewerkschaften und den „Hemdlosen". Eine Massenbewegung befand sich im erfolgreichen Aufbruch. Perón wurde aus der Haft entlassen. Sie heirateten sofort. Am 24. Februar 1946 wurde Juan Perón zum Staatspräsidenten gewählt. Zwei europäische Machthaber bewunderte er: Benito Mussolini und Adolf Hitler. Da er um 1939 Attaché in Berlin gewesen war, kannte er das nationalsozialistische Wirtschaftsprogramm. Unter dem Betriff „Perónismus" organisierte er den Aufschwung Argentiniens. Er verfügte Mindestlöhne, vier Wochen Jahresurlaub, Lohnfortzahlung im Krankheitsfall; für argentinische Verhältnisse eine bislang unvorstellbare Sozialreform. Allerdings gab es – wie bei den Vorbildern Deutschland und Italien – keine Medienfreiheit.

Evita trug zur Verherrlichung Peróns mit Ansprachen und Kommentaren bei: „Er ist gut zu uns. Er ist unsere Sonne, unsere Luft, unser ganzes Leben." Kein Mensch glaubte ihr den Schwulst. Sie schraubte ihre Mithilfe zum Nichts herab. Auch das glaubte keiner. Für Argentinien war sie die maßgebende „Presidenta", Wohltäterin, fast als Heilige verehrt. Das von ihr geschaffene Sozialwerk verankerte ihren Ruhm. Über eine Stiftung gründete sie über 1000 Waisenheime, 1000 Schulen, 60 Kliniken, viele Altenheime. Sie empfing Bedürftige, verschenkte Bedarfsgüter, Bargeld und Medikamente.

Das Stiftungsvermögen lieferten, mehr oder weniger freiwillig, die „Reichen". Wer denn sonst? Dafür wurden sie hofiert. Beide Peróns handelten nach der Maxime: Reiche bringen Geld, Arme kosten Geld.

Und dann erkrankte Evita. Ihr Arzt erklärte schnörkellos, daß sie Krebs habe und operiert werden müsse. Sie lehnte ab. Sachlich warnte der Mediziner: „Ohne Behandlung werden Sie daran sterben!" Zwei Jahre vergeudete sie mit Ausflüchten. Dann ließ sie sich zu einer Strahlentherapie überreden. Es war zu spät. Erbarmungswürdig abgemagert, starb sie am 26. Juli 1952. Bis zum letzten Atemzug wich Perón nicht von ihrer Seite.

Ihr Leichnam wurde einbalsamiert, im Gewerkschaftshaus aufgebahrt. Ein Mausoleum sollte errichtet werden. Die politischen Zeitläufe änderten sich jedoch. Noch immer waltende, feudal orientierte Kräfte gewannen die Oberhand. 1955 wurde Perón gestürzt, er ging ins Exil. Evitas Sarg landete auf abenteuerlichen Wegen in verschiedenen Abstellquartieren. 1976 fand sie endlich im Friedhof La Recoleta in Buenos Aires ständige Bleibe. Dort ruht sie nun, unversehrt, wachsweiß, schön wie im Leben, schön im Tod.

„Don't cry for me, Argentina!"

Goethe besucht Chodowiecki in Berlin

Der Dichterfürst aus Weimar schätzte die Arbeiten des Danziger Radierers über alle Maßen

Von Rüdiger Ruhnau

In einer unfaßbaren Fülle dringen auf den gegenwärtigen Menschen die Erscheinungen der Außenwelt ein. Das war im 18. Jahrhundert völlig anders, als sich das Leben der meisten in kleinsten Kreisen vollzog. Um so dankbarer empfand man es, wenn wenigstens im Bilde die Wirklichkeit der weiteren Umwelt wahrgenommen werden konnte. Diesem allgemeinen Verlangen kam der Maler-Radierer Daniel Chodowiecki (1726–1801) mit seinen aus dem täglichen Leben genommenen Darstellungen in reizvollster Weise entgegen. Auch die Verleger wußten sehr genau, daß der Absatz ihrer Bücher und Kalender durch Chodowieckis Radierungen stark gesteigert wurde. So konnte der Dichter Ludwig Gleim nach Chodowieckis Tod den Vierzeiler produzieren: „Chodowiecki war! / War! Wäre er nicht gewesen, / So blieb wohl eine Schar / Von unseren Büchern ungelesen."

Chodowieckis Verbindung mit Johann Wolfgang von Goethe kam durch den Berliner Verleger und Buchhändler Friedrich Nicolai zustande und war zunächst nur indirekter Natur. Nicolai hatte 1765 begonnen, die kritische Zeitschrift „Allgemeine Deutsche Bibliothek" herauszugeben. Als Kritiker und schroffer Vertreter der Aufklärung gefürchtet, rezensierte er auch die Werke Goethes. Für den 1776 erschienenen Band der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" sollte Chodowiecki, damals beliebtester und erfolgreichster Illustrator klassischer Literatur, ein Bildnis des Dichters in Kupfer stechen. Chodowiecki hatte aber bis dahin Goethe persönlich niemals gesehen. Er ließ sich daher eine Bildnisskizze aus Weimar schicken, die wiederum nach einem Ölbild von Georg Melchior Kraus angefertigt worden war, danach radierte er mit großer künstlerischer Sorgfalt die Kupferplatte. Dieses Goethe-Porträt von Chodowiecki ist in die deutsche Literaturgeschichte eingegangen und hat viele Nachahmer gefunden. Später legte Friedrich Nicolai unter Mitwirkung des Danzigers eine der größten Privatsammlungen von Graphiken Chodowieckis an, die bis heute erhalten geblieben ist und in der „Stiftung Stadtmuseum Berlin" angeschaut werden kann.

Mit den „Leiden des jungen Werthers" kündigte sich eine Sensation auf dem deutschen Büchermarkt an. Kein anderes Buch hatte vor dem Erscheinen von Goethes erstem Roman (Leipzig 1774) die Gemüter so erregt.

Eine Werther-Epidemie setzte ein, es gab eine Werther-Mode bei jungen Herren, die nach Schilderung des Buches im blauen Frack und gelber Weste auftraten; die Damen trugen Werther-Fächer, man produzierte sogar ein Parfüm „Eau de Werther".

Goethe war von da an als „genialer Werther-Autor" abgestempelt, und es dauerte längere Zeit, bis seine späteren Werke diesen Ruhm überdeckten.

Die Geschichte enthält eine wahre Begebenheit. Johann Wolfgang Goethe kam als junger Gerichtsreferendar nach Wetzlar an das Reichskammergericht. Dort verliebte er sich in Charlotte Buff, „ein hübsches gesundes Mädchen, ein wünschenswertes Frauenzimmer", wie er schreibt. Aber Lotte ist nicht frei, ihr Verlobter, ein Freund Goethes, ist ebenfalls Jurist am Reichskammergericht. Als die Situation immer ungemütlicher wird, ergreift der Dichter die Flucht. Er verarbeitet seinen Liebeskummer poetisch in dem Roman „Die Leiden des jungen Werthers", wo Dichtung und Wahrheit ineinander übergehen und Werther aus unglücklicher Liebe zu einem schon vergebenen Mädchen durch Freitod endet.



Daniel Chodowiecki: Bildnis von Goethe Foto: Archiv

Zahlreich war die Werther-Literatur, geschmückt mit den reizvollsten Radierungen Chodowieckis, eine Kunst, die damals zu blühen begann. In „Dichtung und Wahrheit" schreibt Goethe dazu: „Die höchst zarten Vignetten von Chodowiecki machten mir viel Vergnügen, wie ich denn diesen Künstler über die Maßen verehrte."

Wie sehr der Dichterfürst die Arbeiten des Danzigers schätzte, läßt ein Brief an Anna Luise Karsch, die „Berliner Sappho" erkennen: „... Und gehen Sie doch einmal zu Chodowiecki, und räumen Sie bei ihm auf, was so von allen Abdrucken seiner Sachen herumfährt. Schicken Sie mirs, und stehlen ihm etwa eine Zeichnung. Es wird mir wohl, wenn ich ihn nennen höre, oder ein Schnitzel Papier finde, worauf er das Zeichen seines lebhaften Daseins gestempelt hat."

Goethe bedingte sich die Ausschmückung seiner Werke mit Zeichnungen oder Radierungen von Chodowiecki vertraglich aus. Es entstanden Szenen zu „Hermann und Dorothea", zu „Clavigo" und für den „Götz von Berlichingen". Höhepunkt der Beziehungen des größten Danziger Künstlers zu Goethe war zweifellos dessen Besuch bei Chodowiecki in Berlin 1778. Grund zu der Reise war eine politische Mission, die Goethe zusammen mit Herzog Karl August in die preußische Hauptstadt führte. Der Aufenthalt dauerte nur vier Tage, Goethe fühlte sich von der großen Stadt bedrückt, das Menschengewimmel störte ihn, trotzdem fand er zweimal Zeit, Chodowiecki aufzusuchen.

Wie diese Besuche verlaufen sind, wissen wir nicht. Goethe hat darüber in seinem Tagebuch nur kurze Vermerke gemacht. Es ist anzunehmen, daß den Sammler Goethe die reichhaltigen Bildersammlungen Chodowieckis interessierten, wahrscheinlich ist auch über einen Ankauf für den Weimarer Hof gesprochen worden. Sicher ist, daß das Interesse an einem persönlichen Kennenlernen im Vordergrund stand.

Daniel Chodowiecki, unter dessen acht Urgroßeltern sich sieben Nicht-Polen befanden, war in den 35 Jahren seiner Berliner Zeit zu einem begeisterten Preußen geworden. Seine ganze künstlerische Entwicklung vollzog sich im deutschen Geistesleben, an welchem er infolge seiner Illustrationen zu den Werken von Dichtern und Wissenschaftlern einen glänzenden Anteil hatte. In der Hinterlassenschaft Goethes befanden sich Zeichnungen und Radierungen des Danzigers, die zum Ruhme des Dichterfürsten beigetragen haben.

Schlechtes Gedächtnis trainieren

Ein schlechtes Namensgedächtnis bringt einen mitunter in unangenehme Situationen. Wenn einem bei einer spontanen Begegnung der Name des Gegenübers nicht einfällt, ist das jedoch kein Grund zur Panik. „So etwas kommt vor, vor allem, wenn man beruflich mit vielen verschiedenen Leuten zu tun hat. Man sollte dann nicht lange grübeln, sondern seine mißliche Lage offen zugeben", rät Sabine Schwind von Egelstein, Expertin für Umgangsformen im Berufsleben.

Das Problem sei, daß der Ansprechpartner vielleicht den Eindruck bekomme, man habe ihn gänzlich vergessen. „Deshalb ist es besonders wichtig, erst einmal deutlich zu machen, daß man sich noch lebhaft an die Person erinnert", sagt Schwind von Egelstein. Eine Beschreibung des letzten Treffens, etwa „Wir haben uns doch auf der Messe in Hannover unterhalten", oder der Tätigkeit des Gegenübers eignet sich dafür.

„Man sollte daraufhin offen zugeben, daß man gerade einen

»Helfen Sie mir doch auf die Sprünge«

Black-out hat. ‚Helfen Sie mir doch bitte auf die Sprünge, mir will Ihr Name einfach nicht einfallen' ist eine legitime Bitte, der der Gesprächspartner gerne nachkommen wird", versichert die Stil-Expertin.

Hat man grundsätzlich ein schwaches Namensgedächtnis, sollte man daran arbeiten. Als guten Trick nennt Sabine Schwind von Egelstein das Wiederholen des Namens bei der ersten Begegnung. „Durch das laute Aussprechen des neuen Namens prägt er sich besser ein", erklärt die Image-Trainerin. Außerdem könne man versuchen, den Namen im folgenden Gespräch noch einmal zu thematisieren, etwa weil er ungewöhnlich ist oder sehr schön klingt. Durch diese Beschäftigung mit dem Wort verfestige es sich noch mehr im Gedächtnis. „Man sollte sich außerdem angewöhnen, die Namen neuer Bekannter sofort mit einer kleinen Gedankenstütze zu versehen", sagt Sabine Schwind von Egelstein. Wenn Herr Engel beispielsweise blonde Locken auf dem Kopf trägt, können diese bei der nächsten Begegnung als geheimer Namenshinweis dienen. *ddp*

Hohlrollen, Knorren und Pfeiffen

In St. Andreasberg hat der Harzer Roller wieder ein sicheres Zuhause

Von Helga Schnehagen

Wer bei Harzer Roller an Käse denkt, liegt in St. Andreasberg völlig falsch. Hier verbindet man damit Hohlrollen, Knorren, Hohlklingeln und Pfeiffen. So heißen die Haupt-Strophen des Liedes, das rund 100 kleine gelbe, grüne oder gelb-grün gescheckte Vögel jedes Jahr vor strenger Jury im Kurhaus zum besten geben. Den Sieger in diesem Sängerstreit erwartet kein geringerer Titel als Harzer Meister. Ein Titelkampf, der auch dieses Jahr wieder vom 18. bis 23. November stattfinden wird.

Die Teilnehmer dieses Wettstreits tragen das Etikett „Harzer Roller", eine Kanarienvogelart, die im 19. Jahrhundert – wie der Name schon sagt – im Harz entstand. Als ihr „Vater" gilt Wilhelm Trute (1836–1889), der sich die Mühe gemacht hatte, die Vogelart mit dem rollenden „R" im Gesang durch strenge Auslese zu züchten.

Mit der Eröffnung des Harzer-Roller-Kanarien-Museums im Sommer 2001 hat der Harzer Roller in St. Andreasberg wieder ein sicheres Zuhause. Die grandiose Rückkehr des gefiederten Sängers ist vor allem dem Engagement von Jochen Klähn zu verdanken. Der Experte in Sachen Kanarienvogelzucht ist nicht nur maßgeblich für die liebevolle Einrichtung des Museums verantwortlich. Er erklärt auch mit großer Sachkenntnis rund 9000 Besuchern pro Jahr die Geschichte der Kanarienvogelzucht von 1485 bis heute. Dabei führt er sie durch zehn Räume, verteilt auf die drei Stockwerke der ehemaligen Schachtwärter-Wohnung der Grube Samson (täglich von 9.30 Uhr bis 16 Uhr).

Als um 1730 Bergleute aus Imst in Tirol zuwanderten, hatten diese Kanarienvögel im Gepäck. Ein Mitbringsel, für das die einheimischen Kollegen bald starkes Interesse zeigten. Bereits 30 Jahre später blühte in St. Andreasberg die Harzer Kanarienzucht. Vogelhändler mit sogenannten Reffs auf dem Rücken, Tragegestellen mit bis zu 210 kleinen Vogelbauern, bereisten von hier aus ganz Europa. Um 1824 belief sich der jährliche Verkauf schon auf 4000 Kanarienhähne. „Die Weibchen ließ man selbstverständlich zu Hause", erklärt Jochen Klähn. „Man wollte sich die Zucht ja nicht aus der Hand nehmen lassen."

Das Zubrot in Heimarbeit machte St. Andreasberg zur Hauptstadt der Kanarienzucht.

In St. Petersburg hatte man 1866 sogar eine Verkaufszentrale ausschließlich für Harzer Roller eingerichtet.

Und von dem Großhändler C. Reiche weiß man, daß dieser 1882 mindestens 12000 Kanarienhähne nach New York ausführte, 10500 nach Südamerika, 5600 nach Australien und 3000 nach Südafrika. Zudem verkaufte er etwa 30000 ins europäische Ausland und 12000 innerhalb Deutschlands.

Zu jener Zeit züchteten 350 der 400 St. Andreasberger Familien Kanarienvögel.

Kaum eine Küche also, an deren Wänden keine Vogelbauer hingen. Schließlich war sie der wärmste Platz im Haus. Und keine Familie, in der die Kinder nicht beim Bau der Käfige halfen.

Erst der Futtermangel im Ersten Weltkrieg brachte diesen lukrativen Nebenerwerb fast zum Erliegen.

Jochen Kähn: „Doch noch bis 1939, bis zum Ausbruch der Vogelpest in den USA und dem damit verbundenen Einfuhrstop, wurden Kanarienvögel aus St. Andreasberg via Hamburg mit der Hamburg-Amerika-Linie versandt. Bis zu 20000 Vögel von 95 Züchtern auf einmal. Richtung Rußland benutzte man Schiffe ab Lübeck. Nach Südamerika, Australien, Südafrika erfolgte der Versand meist über Bremen. Bis 1890, bis es die Eisenbahn gab, war der erste Teil der Strecke zu Fuß zurückzulegen.

Acht bis zehn Tage dauerte etwa der Marsch nach Hameln, von wo aus man die Fracht dann von Weserschiffen weiter transportieren lassen konnte. Vom Verkauf der St. Andreasberger Kanarienvögel via Bremen erzählt auch das Überseemuseum.

Viele Male sind dabei die Frauen mitgegangen. Galten die gemeinen oberharzischen Frauenspersonen doch als vielfältig einsetzbare „Lasttiere", für die Fußmärsche von 40 Kilometern und mehr keine Ausnahme waren. „Frau" war damals – notgedrungen – gut zu Fuß! Bis 1920 sind die Harzerinnen oft sogar noch auf den Schiffen mitgefahren, als Küchenpersonal, um so die Überfahrt zu finanzieren.

Ganz verschwunden sind die Züchter bis heute nicht. Etwa 50 von ihnen sind in der Harzer Interessengemeinschaft für Gesangskanarien organisiert. Zwei wohnen in St. Andreasberg. Durch das Museum werden alle ihre Vögel verkauft."

Mit Glück sieht man bei dessen Besuch junge Kanarienvögel die Schulbank drücken. Denn nur ein Teil ihres Gesangs ist angeboren. Den Rest müssen sie ab einem Alter von sechs Monaten in der „Singschule" erlernen.

Dazu ist vier bis sechs Wochen volle Konzentration von Nöten. Was bedeutet, ohne Sichtkontakt zu den Artgenossen allein im Käfig – einst im abgedunkelten Gesangsschrank – vier bis sechs Stunden pro Tag dem Vorsänger zu lauschen.

Dem Fortschritt folgend, haben diesen seit langem moderne Tonträger ersetzt, zuerst die Schellack-Platte, heute die CD.

Daß gerade Bergleute eine besondere Beziehung zu den Kanarienvögeln haben, ist kein Zufall. Sie nahmen diese zum Schutz mit unter Tage. Als Meßinstrument. Denn durch ihr Verhalten kündigten die Vögel die lebensbedrohenden schlagenden Wetter an.

„Bis vor zwölf Jahren," so Jochen Kähn, „haben in Cornwall noch englische Bergleute Kanarienvögel mit ins Bergwerk genommen.

Im Ruhrgebiet begleiteten sie die Bergleute noch bis 1951 in die Gruben und bis 1961 in die Lampenstuben."



Ein Harzer Roller: Kein Käse, sondern Kanarienvogel, der sogar einst Leben rettete. Foto: ddp

Konkurrenzdenken in der Partnerschaft

Hilfreich ist es, die Gefühle zu besprechen und klare Absprachen zu treffen

Von Anja Schäfers

In vielen Beziehungen sind beide Partner berufstätig. Wenn beide ehrgeizig sind oder sich beruflich verwirklichen wollen, sind sie nicht selten auch Rivalen. Dafür muß das Paar nicht mal in einer Firma arbeiten oder in derselben Branche tätig sein. „Der Konflikt zeigt sich meist unterschwellig", sagt Diplompsychologe Thomas Zimmermann. Dann wird etwa einer der beiden mißmutig, wenn der andere abends von seinem Tag im Job berichtet. Oder er kann sich über einen geschäftlichen Erfolg des Liebsten nicht wirklich freuen.

„Konkurrenzdenken entsteht dadurch, daß wir uns mit anderen Menschen vergleichen", sagt Zimmermann. Dies sei ein ganz natürlicher Impuls, der dabei helfe, sich von anderen abzugrenzen und eine eigene Identität zu finden. Dabei entstünden jedoch auch Sehnsüchte oder Gefühle wie Neid, die sich an ganz verschiedenen Faktoren festmachen könnten. „Ich wäre bei meinem Chef auch gern so angesehen wie sie" beispielsweise oder „Ich arbeite härter als er, aber verdiene viel weniger".

Wer sich oft benachteiligt fühle oder den beruflichen Erfolg des Partners eher mißgünstig sehe, sollte sich nach seinen eigenen Stärken und Schwächen fragen. Vielleicht entdeckt man dabei Defizite in seinen beruflichen Qualifikationen und kümmert sich um eine Weiterbildung. Oder man bemerkt, daß man seine Fähigkeiten in seinem Job nicht voll entfalten kann und sucht sich eine neue Tätigkeit. „Je zufriedener man mit seiner eigenen Entwicklung ist, desto eher kann man sich mit dem Partner freuen", berichtet der Diplompsychologe.

Ganz wichtig sei aber, daß man nicht nur über berufliche Dinge nachdenke. „Vielleicht bewegt mich eine Karriere gar nicht so sehr und ich möchte eigentlich in ganz anderen Bereichen meines Lebens aktiv werden", sagt Zimmermann. Dazu könnte gehören, sich mehr Zeit für die Familie zu nehmen oder einem Hobby nachzugehen, das man aus geschäftlichen Gründen vernachlässigt habe.

„Oft kann man mit sich Frieden schließen, wenn man sich auf seine inneren Werte besinnt", sagt Friedhelm Schwiderski, Vorsitzender des Arbeitskreises Paar- und Psychotherapie und Paartherapeut in Hamburg.

Anerkennen sollte man zum Beispiel, daß man in der Partnerschaft zuverlässig und berechenbar sei oder gut mit den Kindern umgehen könne. Zusätzlich sollten sich auch beide als Paar überlegen, wieso man sich ineinander verliebt habe und was einen an dem anderen heute fasziniere.

Einige Probleme werden von außen an das Paar herangetragen. Denn Themen wie Arbeit und Erwerbslosigkeit oder Karriere und Kindererziehung werden in unserer Gesellschaft auf eine bestimmte Weise bewertet. „Auch Gleichberechtigung ist noch ein junges Pflänzchen", sagt Schwiderski. Der Mann einer erfolgreicheren Frau bekäme deshalb nicht selten kränkende Kommentare zu hören. Manche Frauen wiederum verstecken berufliche Erfolge, um ihren Partner nicht zu verletzen. Für das Paar sei daher hilfreich, wenn es offen über seine Gefühle, etwa erlittene Demütigungen oder heimliche Rücksichtnahmen, reden würde. Hierbei würden häufig auch biografische Einzelheiten zur Sprache kommen. „Wenn ein Partner bei einem bestimmten aktuellen Thema empfindlich reagiert, schwingen dabei oft frühere Kränkungen mit", erläutert der Paartherapeut. Wer sich zum Beispiel von einem Lehrer immer wieder den Spruch „Aus dir wird später ohnehin nichts" hat anhören müssen, läßt sich unter Umständen als Erwachsener in beruflichen Dingen extrem verunsichern. Andere leiden vielleicht darunter, daß sie bei ihren Schwiegereltern nicht angesehen sind.

Auch auf der ganz konkreten Ebene müsse jedes Paar über sein berufliches Engagement reden. „Dies gilt besonders bei Veränderungen", sagt Schwiderski. Wenn jemand zum Beispiel einen Chefposten annehmen wolle, sollten beide zusammen überlegen, welche Freiräume für die Partnerschaft bleiben würden.

Es ist wichtig, daß beide Partner auf ihre Kosten kommen. Möchte jemand zum Beispiel ein Abendstudium aufnehmen, wird er sich für einen längeren Zeitraum nicht mehr so stark im Haushalt oder in der Kindererziehung engagieren können. „Sein Partner sollte sich überlegen, was er während oder nach dieser Zeit als Ausgleich haben möchte", sagt der Therapeut. Möglicherweise könne eine Haushaltshilfe oder ein Babysitter Entlastung bringen. Oder das Paar vereinbart, daß nach dem Studium des einen der andere ein ähnlich zeitaufwendiges Ziel verfolgen dürfe.

„Langfristige Abmachungen sollte man schriftlich festhalten", empfiehlt Schwiderski. Denn meist wüßten beide schon nach einem halben Jahr nicht mehr, was sie vereinbart hätten. „Letztlich sollten die Partner aber immer wieder für Veränderungen offen sein", sagt Thomas Zimmermann. Ein Paar mit Beruf und Kindern müsse meist jede Woche neu verhandeln, wer an welchen Tagen den Nachwuchs von der Kita abholt oder den Einkauf erledigt. Dadurch könnten die Lasten gerecht verteilt und Freiräume für die Partnerschaft gefunden werden.

Die Entdeckung des Sparens

Immobilienkrise und explodierende Öl-Preise verändern die US-Gesellschaft

Von Liselotte Millauer

Kürzlich hier in Los Angeles, inmitten der vertrauten Fernsehabend-Nachrichten von Bandenkriegen, Morden, Polizei-Verfolgungsjagden, kleinen Erdbeben und gewaltigen Feuern nebst der Propaganda-Schlacht um die demokratische Präsidentschafts-Kandidatur riß ein Bericht die Zuschauer aus ihrer Lethargie: Ratschläge, wie man trotz Geldknappheit und steigender Preise durch geschickte Einkäufe für seine Familie sorgen könne.

Keine Tips für das stets erwartete „Big One", keine empfohlenen Hamsterkäufe wegen eines drohenden Überfalls feindlicher Mächte, nein, in Amerika, dem Land, wo in den Augen der Welt wie all der illegalen und anderen Einwanderer seit je Milch und Honig flossen, im Land von „Hamburger" und Coca-Cola, gibt es plötzlich so etwas Unsägliches wie Sorgen um das täglich Brot.

Natürlich ist noch keine Hungersnot ausgebrochen. Aber Tatsache ist, daß nach offizieller Voraussage des US-Landwirtschaftsministeriums die Preise für Nahrungsmittel in diesem Jahr allgemein um fünf Prozent, der höchste Anstieg seit 1990, ansteigen werden, wo sie nicht bereits angestiegen sind.

Im einzelnen: Milchprodukte kosten bereits 13,5 Prozent mehr als im letztem Jahr, Brot und Backprodukte um acht Prozent, Reis wird nicht nur teurer, sondern auch knapp. Eier, Fett und Öle aller Art sollen ganz erheblich teurer werden. Ebenfalls beträchtlich klettern die Ausgaben für Fleisch, Fisch und Huhn, da die Futterpreise, vor allem wegen der weltweiten Kornknappheit, gigantisch angestiegen sind.

Wenn man nun noch die größte Sorge der Auto-Nation Amerika, die hochschnellenden Benzinkosten, in Rechnung stellt sowie den zusammengebrochenen Immobilienmarkt (Hauptursache für den rapiden Niedergang der US-Wirtschaft), dann wird die Sorge von Uncle Sams Normalverbraucher verständlich.

„Sparen" heißt die neuste Parole für die amerikanischen Haushalte. Und da die Amerikaner patent und realistisch sind, schalten sie schnell um. Weniger Reisen, weniger Restaurant-Besuche, weniger Kleidung. So kommt nun auch die amerikanische Wegwerf-Gesellschaft zur Besinnung.

Dies schlägt sich jedoch, wie beim Häusermarkt, krisenhaft auf die Wirtschaft nieder, die ohnehin unter den hochschnellenden Ölpreisen leidet. Soeben haben landesweite Verkaufsketten wie „Target" und „Home Depot" erhebliche Gewinnverluste angemeldet, woraufhin der Dow Jones, das Aktion-Barometer der Wallstreet, am 20. Mai um fast 200 Punkte fiel. „Inflations-Furcht senkt Aktien", titelte die „L. A. Times" vom 21. Mai.

„Der plötzliche Spar-Trend ist ein ganz schöner Unterschied zu früheren Zeiten", sagt Pamela Munro aus dem Heer ungenügend beschäftigter Schauspieler in Hollywood, die mit jedem Cent rechnen muß. „Da galt es als unfein, über Geld zu reden und die Bezeichnung ‚Pfennigfuchser' kam einer Beleidigung gleich." Es wurde erwartet, daß man Geld ausgibt, nicht daß man darüber Worte verliert.

Nicht so heute. Plötzlich ist der „Pennypincher" trendy. Jeder achtet plötzlich auf die Preise. Die Leute strömen in die Billig-Stores wie die „99er", wo man nahezu alles für Haushalt und Ernährung inklusive Obst und Gemüse und sogar Bier und Wein findet und wo kein Teil mehr als 99 Cents kostet.

Immer mehr Hausfrauen (und auch Männer) studieren täglich die Website www.Thriftyfun.com, um Tips auszutauschen und zu empfangen, wie man am besten sparen kann. Wo man am besten einkauft, welche Supermärkte für welche Dinge wöchentlich am preiswertesten sind. Wie man zu Spar-Coupons kommt. Und welche Lunch- und Dinner-Menüs man schmackhaft auf Vorrat kochen und einfrieren kann.

Diese Websites werden immer mehr zu einem Wirtschaftsfaktor. Allein im März hat Thriftyfun vier Millionen Leser gehabt. Auch andere Websites wie www.allrecipes.com und www.hillbillyhousewife.com haben nach einem Bericht der „L. A. Times" ihre Leserschaft in den letzten drei Monaten verdoppelt und verdreifacht.

Andrea Garza, die eine Familie von fünf Personen für 75 Dollar die Woche ernähren muß, folgt den Ratschlägen von hillbillyhousewife und www.thefamilyhomestead.com, Nahrungsmittel selbst herzustellen. „Ich zahle doch nicht vier Dollar für ein Brot, wenn ich es für 30 Cent selber backen kann", sagt sie in der „Times". Sie macht auch Tortillas, Marmelade, Sirup und sogar Seife nach den Website-Rezepten. Aus Trockenmilch zaubert sie Yoghurt, Creamcheese und Butter. Für Eier hat sie fünf Hühner im Garten. Das „Selbst ist die Hausfrau"-Prinzip ist – weit mehr als der Not gehorchend – zu einem Hobby geworden. Und der Familie schmeckt es.

Ein ähnlicher Trend zum „Do it yourself" ist im Restaurant-Business zu bemerken. www.allrecipes.com gibt Ratschläge, wie man ausländische Gerichte zu Hause anfertigen kann. Seit Januar ist der Benutzer-Anteil um 107 Prozent gestiegen. Die Nachfrage nach chinesischen Rezepten schoß innerhalb von zwei Monaten um 200 Prozent in die Höhe. Auch das Interesse an indischen Rezepten verdoppelte sich. Die Vizepräsidentin der Website, Lesmee Williams, weiß warum:

„Die Leute haben begonnen, ein Restaurant-Erlebnis zu Hause zu kreieren." Für die Amerikaner, die so lange gewohnt waren, alles fraglos zu bekommen, was sie brauchten, ist es vielleicht ganz lehrreich, einmal preisbewußt zu leben.

Doch wie sieht die Wirtschaftslage nun wirklich aus? Egal, wie man sich praktisch arrangiert – die bewußte wie unbewußte Angst vor einer Wirtschaftskrise, vor Rezession wie gar vor Inflation ist weit verbreitet. Und nach acht Jahren Bush-Regierung ist das, zusätzlich zu dem größten Problem, der bisher ungelösten Krankenversichungs-Situation, nicht gerade ein günstiger Aspekt im Wahljahr für die Republikaner. Es wird daher versucht, die Lage als ernst, aber nicht hoffnungslos darzustellen.

Das private sogenannte „Conference Board", eine Gesellschaft von Finanz-Fachleuten, hat nach ihren Recherchen herausgefunden, daß die Wirtschaft zwar schwach ist, aber nicht in eine Rezession gleitet. Es sei sogar ein kleiner Anstieg zu bemerken.

Der Hauptgrund: Der Kreditmarkt könnte sich langsam erholen. In dieser Woche wurde ein wichtiger Vorschlag von Demokraten wie Republikanern im Senat unterbreitet, wonach den zirka 500 000 Hausbesitzern, die in Gefahr sind, ihren Besitz zu verlieren, neue und günstige Finanzierungen angeboten werden, die von der Regierung gedeckt sind. Da die Häuser-Krise ganze Gemeinden landesweit, vor allem auch in Kalifornien, in Bedrängnis gebracht und sich wie ein rotes Tuch über die gesamte Wirtschaft gebreitet hat, gilt dieser Vorschlag als ein offenbar guter Weg aus der Krise. Ob er in Washington durchgeht und die erhoffte Wirkung hat, bleibt genauso abzuwarten wie die Antwort auf die zur Zeit spannendste Frage in den USA: Wer wird der nächste Präsident?



Nicht mehr hemmungsloser Konsum: Spar-Ratgeber liegen in den USA im Trend. Foto: colourbox

MELDUNGEN

Ironie vorsichtig einsetzen

Hamburg – Ironie sollte man mit Bedacht einsetzen. Denn sie macht nur dann Spaß, wenn beide Gesprächspartner wissen, was gemeint ist. Häufig sorgt allerdings ihre Doppeldeutigkeit für Mißverständnisse. „Bei einer ironischen Bemerkung sendet man zwei verschiedene Botschaften auf zwei verschiedenen Kanälen", erläutert Tom Diesbrock. Dann sagt man etwa: „Hast du schöne Schuhe an", übermittelt durch Tonfall oder Mimik aber noch eine zweite, widersprüchliche Botschaft. „Bei einer ironischen Bemerkung ist der Empfänger gezwungen, sich von den beiden gegensätzlichen Botschaften eine auszusuchen", sagt Diesbrock. Dies sei meist nicht einfach und kann zu seinem Nachteil ausgelegt werden. So passiere es etwa, daß sich jemand hinter der Ironie verstecken möchte und später die kritische Botschaft abstreitet: „Aber ich habe doch gesagt, daß ich die Schuhe schön finde. Du bist aber auch empfindlich." *ddp*

Fernsehkonsum leicht reduziert

Frankfurt / M. – Kinder sehen weniger fern, während Jugendliche länger vor dem Bildschirm sitzen. Das geht aus einer Studie hervor, über die die Fachzeitschrift „Media Perspektiven" berichtet. Danach ist die durchschnittliche tägliche Sehdauer der Drei- bis 13jährigen 2007 im Vergleich zum Vorjahr um drei Minuten zurückgegangen; gegenüber 1992 ist sie um sechs Minuten rückläufig. Hätten damals Kinder durchschnittlich 93 Minuten am Tag ferngesehen, so seien es 2007 noch 87 Minuten gewesen. Im selben Zeitraum sei die tägliche Sehdauer der Jugendlichen ab 14 Jahren von 168 auf 223 Minuten gestiegen. Die Sender stehen, so die Studie, im Wettbewerb um die knapper werdende Fernsehzeit der Kleinen. Die Kindersendungen der drei RTL-Programme erreichten einen Marktanteil von 36,7 Prozent; die übrigen Privatsender, etwa ProSieben, SAT1 und Vox, erzielten zusammen 25,3 Prozent. Kindersendungen der öffentlich-rechtlichen Sender (ARD, ZDF, KI.KA, dritte Programme) erreichten 2007 zusammen 25,1 Prozent. Etwa die Hälfte ihrer Fernsehzeit verbringen die Kinder mit Zeichentrickfilmen sowie spannenden oder lustigen Spielfilmen. 16 Prozent entfallen auf Gesprächs- und Ratgebersendungen, 14 Prozent auf Show, Quiz und andere Unterhaltungsangebote sowie zwölf Prozent auf Werbung. *idea*

Schreibtherapie übers Internet

Kooperationsprojekt des bzfo und der Universität Greifswald für die Kinder des Zweiten Weltkrieges

Der Zweite Weltkrieg endete vor 63 Jahren, aber für viele Menschen ist er noch nicht zu Ende. Noch heute leiden Kinder des Krieges unter dem Erlebten. Inzwischen 65 Jahre und älter, quälen sie sich weiterhin – oder mit zunehmendem Alter wieder – mit psychischen Langzeitfolgen. Diesen Menschen soll jetzt geholfen werden – mit einer speziellen Schreibtherapie.

Viele Menschen der Kriegsgeneration haben nie oder nur in Bruchstücken über ihr Schicksal geredet. Häufige Folge: Die unbewältigten traumatischen Erlebnisse machen sich durch Symptome wie Schlafstörungen, Angst, Schmerzustände, Interessenverlust sowie Gefühle von Schuld und Scham bemerkbar. Hinzu kommt oft unfreiwilliges Erinnern des Erlebten. Hier setzt das Behandlungsangebot an, das im Rahmen einer Pilotstudie vom „Behandlungszentrum für Folteropfer Berlin" (bzfo) und der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald entwickelt wurde.

Die Therapie findet über das Internet statt. In den sechs Behandlungswochen schreibt jeder Teilnehmer in jeweils 45 Minuten insgesamt elf Texte. In der persönlichen Rückmeldung des Therapeuten werden jeweils auch Instruktionen für den darauffolgenden Text gegeben.

„Die Schreibtherapie in dieser Studie konzentriert sich nicht nur auf das Trauma, sondern sie stellt die gesamte Lebensgeschichte der Person in den Mittelpunkt. So werden in den ersten sieben Texten einzelne Lebensphasen betrachtet, in zwei weiteren steht das traumatische Ereignis im Fokus und in den beiden letzten wird dieser Teil der Vergangenheit abgeschlossen", sagt Dr. Christine Knaevelsrud vom bzfo. Gemeinsam mit Dr. med. Phillipp Kuwert von der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Universität Greifswald im Hanse-Klinikum Stralsund leitet sie das Projekt.

In der Behandlung über das Internet sieht Dr. Knaevelsrud gleich mehrere Vorteile: „Menschen mit körperlichen Einschränkungen können die Hilfe bequem von zuhause in Anspruch nehmen. Für manchen ist es auch leichter, ohne direkten Gegenüber von dem Erlebten zu reden." Außerdem gebe es in Deutschland, besonders auch in ländlichen Regionen, keine flächendeckende Versorgung mit Institutsambulanzen und entsprechenden Experten, die auf diese Patientengruppe und das hochwirksame Instrument der integrativen Schreibtherapie spezialisiert seien.

Das Projekt, an dem nur ausgebildete klinische Diplom-Psychologen beteiligt sind, wird von einer wissenschaftlichen Studie begleitet: Sie soll die psychosomatische Wirksamkeit des Behandlungsansatzes untersuchen und zugleich ermitteln, wie die Therapie und besonders der Weg über das Internet aufgenommen wurden.

Dazu müssen die Teilnehmer vor sowie drei und sechs Monate nach der Behandlung Fragebögen ausfüllen.

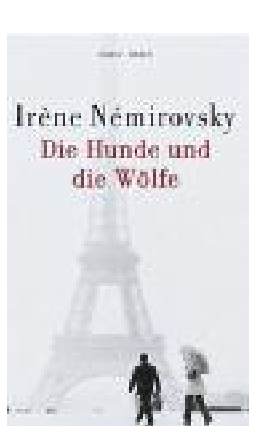
Die Teilnahme an der Therapie ist einfach und ohne große Hürden möglich. Anmelden kann sich, wer unter traumatischen Erlebnissen der Kriegszeit leidet, älter als 65 ist, sich nicht in intensiver medizinischer oder psychologischer Betreuung befindet, nicht übermäßig Alkohol (und andere Drogen) oder Beruhigungsmittel konsumiert – und natürlich Zugang zu einem Computer mit Internetanschluß und E-Mail-Adresse hat.

Die Entscheidung, für wen die Schreibtherapie geeignet ist, wird über einen Fragebogen ermittelt - und auch im Ablehnungsfall begründet.

Für die kostenlose Teilnahme an der Behandlung steht nur eine begrenzte Zahl von Plätzen zur Verfügung. In Ausnahmefällen ist die Schreibtherapie auch per Brief oder Fax möglich.

Die E-Mail-Adresse für die Anmeldung lautet: maria.boettche@lebenstagebuch.de.

Weitere Informationen zu diesem Behandlungsangebot, zu den Voraussetzungen für die Teilnahme und zur Studie unter www.lebenstagebuch.de sowie unter www.bzfo.de (Menüpunkt: Forschung > Kriegsüberlebende)



Liebe als Wahn

Atmosphärischer Roman

Scheinbar hat der Knaus Verlag mit seiner Wiederentdeckung der russischstämmigen Pariser Autorin eine gute Einnahmequelle entdeckt, denn mit der Neuauflage des 1940 erstmals veröffentlichten Romans „Die Hunde und die Wölfe“ hat der Verlag bereits das dritte Werk der in Auschwitz verstorbenen Jüdin herausgebracht.

Auch dieser Roman hat seinen Charme und die mitreißende Stimmung aus Untergang und Lebensmut, die der Autorin so eigen ist. Schon zu Beginn bindet Némirovsky den Leser durch die von ihr erzeugte Atmosphäre an sich. Der Roman beginnt in einer Stadt in der Ukraine, in der der jüdische Händler Israel Sinner jeden Tag aufs neue hinauszieht, um den Lebensunterhalt für sich und seine Tochter Ada zu verdienen. Als der Witwer die Frau und die Kinder seines verstorbenen Bruders bei sich aufnimmt, erfährt Ada von ihrer Tante Rhaissa, daß die Familie zu dicht am Armenviertel der Juden wohne und mehr in die Oberstadt zu den vermögenden Menschen gehöre, da sie was Besseres seien als die anderen. Immer wieder schwirren Gerüchte über Pogrome durch die Stadt, doch als es dann soweit ist, ist die Familie unvorbereitet. Ada und ihr Cousin Ben werden in einer Abstellkammer versteckt und müssen im Dunkeln ausharren, während von draußen hereindringende Geräusche von Zerstörung und Mord künden.

In einem stillen Augenblick läßt Rhaissa die Kinder aus ihrem Versteck und fordert sie auf, in die Oberstadt zu flüchten. Dort, bei reichen Verwandten, versuchen die Kinder, Hilfe zu bekommen. Verstaubt und verängstigt, wie sie sind, werden sie jedoch nicht mit offenen Armen empfangen, nur widerwillig gewährt man ihnen Unterschlupf. Trotzdem wird dieser unfreiwillige Verwandtenbesuch von nun an Adas Leben bestimmen, denn hier sieht die Achtjährige erstmals den fast gleichaltrigen Harry Sinner, in den sie sich sofort verliebt.

Irène Némirovsky schildert Adas Passion, die jedoch stark an einen Wahn erinnert. Selbst Jahre später, in Paris, nutzt die junge Frau jede Möglichkeit, um das Haus ihres inzwischen ebenfalls in der Stadt lebenden Verwandten zu beobachten. Scheu, wie die talentierte Malerin jedoch ist, traut sie sich nicht, direkt Kontakt aufzunehmen. Erst als er auf ein von ihr ausgestelltes Gemälde aufmerksam wird, finden die beiden zueinander. Doch beide sind inzwischen verheiratet und Cousin Ben, Adas Ehemann, hat verständlicherweise keine Gnade mit dem Liebespaar. Nur Ada kann mit einem Opfer aus Liebe noch den von Ben verursachten finanziellen Ruin Harrys aufhalten: Sie tut es und steht am Ende sogar glücklicher da als zuvor, wenn auch ohne Geliebten. *R. Bellano*

***Irène Némirovsky: „Die Hunde und die Wölfe“**, Knaus, München 2007, geb., 253 Seiten, 17,95 Euro*

Die blonde Paschtunin

Französin verliebt sich in afghanischen Reiseführer

Ist es tatsächlich möglich, daß sich eine emanzipierte Europäerin in Afghanistan in einen moslemischen Paschtunenführer verliebt, der bereits eine Frau und sieben Kinder hat, welche in einem entlegenen Bergdorf leben, in dem es weder Strom noch fließend Wasser gibt?

Brigitte Brault erzählt in ihrem Buch „Für die Liebe eines Kriegers“, daß es so etwas geben kann und daß eine solche Liebe trotz aller Widrigkeiten auch funktionieren kann.

Als Dokumentarfilmerin war Brigitte Brault ursprünglich von Frankreich nach Afghanistan gekommen. Einige einheimische junge Filmstudentinnen gingen ihr bei dieser Aufgabe zur Hand.

Anfänglich etwas unstrukturiert berichtet Brigitte Brault von ihren Erlebnissen in Afghanistan, der Gefahr in Kriegsgebieten, dem Hunger und der Armut der Bevölkerung und wie sie den schicksalsträchtigen 11. September 2001 in Pandschir übers Radio mitverfolgte.

Als Brigitte Brault plante, in einer besonders gefährlichen Region zu filmen, wandte sie sich an den Paschtunenführer Schahzada, um Geleitschutz zu beantragen. Und da traf es sie völlig unerwartet: „Ich nippte an meinem Tee und hörte ihn nicht kommen. Er schob den Wandbehang zur Seite und trat ein, gekleidet mit dem traditionellen weiten, weißen Hemd und einer taillierten Weste ... Eine geschmeidige, leise Raubkatze. Seine Bewegungen waren von außergewöhnlicher Eleganz ... Ich wußte nicht, wie mir geschah. Ich war wie verhext – ich konnte keinen Finger bewegen, konnte nicht atmen.“

Da auch Schahzada sich in die selbstbewußte, blonde Europäerin verliebte, folgte irgendwann sein Heiratsantrag.

Besonders interessant ist der Tag, an dem Brigitte Brault Schahzada in seine Heimat, ein kleines Bergdorf, begleitet und dort auf seine erste Frau und deren neugeborenes Baby trifft.

Nur schwer nachvollziehbar erscheint es, daß sie trotzdem einwilligte, den Paschtunenführer zu heiraten und zum Islam überzutreten, nachdem sie seine erste Frau sein Kind an ihrer Brust säugen und all die schwere Arbeit einer afghanischen Hausfrau verrichten sah.

Im Vergleich zu dem stolzen und dominanten Mann, den Brigitte Brault in Afghanistan kennenlernte, gibt der verstörte, schüchterne Schahzada, der sie aus gesundheitlichen Gründen mit nach Frankreich begleiten muß, in ihrem Heimatland ein doch eher trauriges Bild ab. „Hier, auf diesem wimmelnden Bahnsteig, inmitten des Geschreis der Reisenden, im Lärm der Lautsprecheransagen und der lauten Hupen, fühlte sich Schahzada vollkommen verloren ... Er hatte einen Anzug an, den wir eilig gekauft hatten und in dem er etwas von seiner erhabenen Erscheinung einbüßte.“

Besonders emotional ist der Moment, als Schahzada bei einem Ausflug auf die Ile d'Aix völlig entspannt ihre Hand nimmt. Völlig normal, als wäre er ein normaler europäischer Mann und nicht ein Paschtunenführer aus Afghanistan, der an Krieg und Armut sowie das plötzliche Auftauchen der Taliban gewöhnt ist und dessen Familie in einem strom- und fließendwasserlosen Bergdorf lebt.

„Er sah mich amüsiert an: ‚Du bist sehr stark, Brigitte. Du hast mich eingefangen. Was der el Kaida nie gelungen ist, du hast es geschafft.‘“

„Für die Liebe eines Kriegers – Mein Leben mit den Paschtunen“ ist eine extreme, aber auch eben deshalb romantische Liebesgeschichte vor einer politisch brisanten Kulisse und erinnert von der Geschichte her doch ziemlich an den Buch- und Filmerfolg „Die weiße Massai“. *A. Ney*

***Brigitte Brault: „Für die Liebe eines Kriegers – Mein Leben mit den Paschtunen“**, Piper Verlag, München 2008, geb., 301 Seiten, 19,90 Euro*

Zeitreise mit Karasek

Sammlung der Kolumnen des Literatur-Kritikers aus den letzten zwei Jahren

Er ist wohl der bekannteste deutsche Literaturkritiker nach Marcel Reich-Ranicki, doch Hellmuth Karasek greift auch genauso gern selber zur Feder. Aber es sind in letzter Zeit eher weniger Bücher, sondern seine wöchentlichen Kolumnen im „Hamburger Abendblatt“ und in der „Berliner Morgenpost“, die Hellmuth Karasek zum Schreiben veranlassen. Diese Kolumnen stehen nun auch in direktem Zusammenhang mit Karaseks neuestem Buch „Vom Küssen der Kröten und andere Zwischenfälle“, denn das Buch enthält jene Kolumnen von Ende 2005 bis Ende 2007.

Die Lektüre dieser kurzen Texte kommt einer kleinen Zeitreise gleich, denn da Karasek in seinen Kolumnen immer aktuelle Themen pointiert kommentiert, wird der Leser an Vorfälle erinnert, die er schon fast vergessen hatte.

„Bundesinnenminister Otto Schily hat einen neuen Rekord in der Sportart Rhetorik (Reden mit offenem Mund als Dauerdisziplin) aufgestellt. Vor dem Visa-Untersuchungsausschuß hat der Senior (72) fünf Stunden und 18 Minuten kontinuierlich geredet. Ungedopt und nur unter Zuhilfenahme von Schlucken stillen Wassers.“

Karaseks Humor ist manchmal nicht gerade von Nettigkeiten dominiert – um nicht zu sagen, er kann ganz schön beißend sein –, aber letztendlich ist es ja genau das, was den Leser reizt. Doch Vorsicht, die jeweiligen Lesestükke umfassen jeweils keine zwei Seiten, so daß der Lesegenuß leider nie lange anhält. *Bel*

***Hellmuth Karasek: „Vom Küssen der Kröten und andere Zwischenfälle“**, Hoffmann und Campe, Hamburg 2008, geb., 174 Seiten, 17,95 Euro*



Land der Täter?

Zwei Biographien über Münchner Juden vermitteln ein anderes Bild

In einem Geleitwort schreibt Charlotte Knobloch, die Präsidentin des Zentralrates der Juden in Deutschland: „Keiner von uns wollte hier bleiben“, gemeint ist in Deutschland, „umgeben von Menschen, an deren Händen das Blut unserer Familien klebte.“ Und nur vier Zeilen später spricht sie vom „Land der Täter“. Wer diese Bemerkungen liest und sonst nichts weiß, könnte versucht sein, wenn er hier lebt, seine Koffer zu packen.

Doch die Lektüre der beiden Bücher „Wir wollen den Fluch in Segen verwandeln“ und „Und ich lebe wieder an der Isar‘“ vermittelt ein ganz anderes Bild von Deutschland, speziell von München. Alfred Neumeyer (Sohn wie Enkel bleiben aus Raumgründen hier unberücksichtigt) und Hans Lamm, die beiden Biographierten, haben wesentliches gemeinsam: Beide sind gebürtige Münchner, Neumeyer Jahrgang 1867 und Lamm 1913. Beide waren lange Jahre Vorsitzende der Jüdischen Kultusgemeinde in München. Beide mußten Deutschland verlassen, um der Verfolgung durch die Nationalsozialisten zu entgehen. Beide haben fleißig zur Feder gegriffen, auch um uns aus ihrem eigenen Leben zu erzählen. Doch während der ältere 1944 in der Ferne starb, kehrte Lamm nach dem Kriege rasch wieder nach München zurück. Die Lektüre jedes der beiden Bücher ist sehr zu empfehlen.

Hier müssen wir uns mit wenigem begnügen. Da erscheint es angezeigt zu skizzieren, wie sich die gewöhnlichen deutschen „Arier“ den Juden gegenüber in der Zeit der Verfolgung benahmen.

Neumeyer trifft zunächst aufschlußreiche Feststellungen über die Position der Juden in München vor Hitlers Kanzlerschaft: „Der Präsident des Verbands [der Jüdischen Kultusgemeinden, also er selbst], zugleich Vorsitzender der Münchner Gemeinde, hatte ungehinderten Zugang zu allen Behörden, insbesondere dem Kultus- und Finanzministerium. Er wurde zu repräsentativen Akten vom Ministerpräsidenten, der Stadt München, der Presse und auch vom Preußischen Gesandten eingeladen ... Die uns freundlich gesinnte Bayerische Volkspartei war wohl die stärkste Partei im Landtag, besaß aber nicht die absolute Mehrheit ...“

Am 30. Januar 1933 wurde Hitler Reichskanzler und die offizielle Politik antisemitisch. Schon am 1. April kam es zu einem reichsweiten Boykott der jüdischen Geschäfte. Doch das schier Unglaubliche geschieht. Neumeyer bestätigt: „Die wiedereröffneten jüdischen Geschäfte wurden im Einkauf bevorzugt.“

Mit Wirkung vom 1. Juni 1933 muß Neumeyer in den Ruhestand. Er schildert: „Der Abschied, nicht nur vom Präsidenten und den Richtern, sondern vom gesamten Kanzlei- und Botenpersonal war ungemein herzlich. Ich hielt mich einige Zeit vom hergebrachten Weinfrühschoppen fern, an dem auch die pensionierten Kollegen teilnahmen, und wurde darauf von den Kollegen aufgefordert, doch wiederzukommen ...“

Das Ehepaar Neumeyer will Trubel anläßlich des 70. Geburtstages von Alfred am 17. Februar 1937 vermeiden und begibt sich auf Reisen. „Aber die herzlichsten Beweise von Liebe und Freundschaft aus München und dem ganzen Bayernland haben auch dorthin ihren Weg gefunden“, schreibt Alfred in sein Tagebuch.

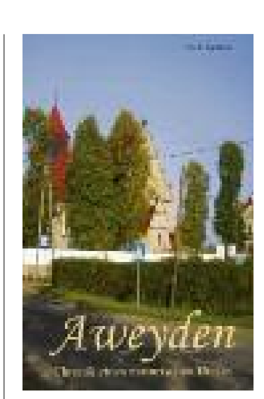
Als die Ausreise Neumeyers unmittelbar bevorstand (Februar 1941), ließ der Aufsichtsbeamte des Sicherheitsdienstes der Gestapo fragen, wann er Neumeyer sprechen könne. Neumeyer: „Er verabschiedete sich dann in meinem Büro in höflicher und herzlicher Weise, und ich konnte ihm das Wohl der Gemeinde noch ans Herz legen.“

Diese Erinnerungen, aus der Fülle nur einige Kostproben, legen die Frage nahe, ob wir unterstellen dürfen, daß alle oder zumindest die große Mehrheit der von Neumeyer so positiv Geschilderten sich mit dem Blute von Juden befleckt haben.

Hans Lamm äußert sich ähnlich wie Neumeyer: „Ich weiß nicht, ob München eine besonders nationalsozialistische Stadt war. Ich glaube, hier war doch alles immer mit einem gewissen Maß an Gemütlichkeit und Urbanität oder der berühmten bayerischen Liberalität gemischt. Wenn dem nicht so gewesen wäre, wären Münchner Juden viel früher ausgewandert ... Die Münchner Juden, um einen Münchner Ausdruck zu gebrauchen, haben sich in München sauwohl gefühlt.“

Neumeyer und Lamm sind zwei jüdische Zeitzeugen, die uns die Gewißheit geben, daß die große Mehrheit des deutschen Volkes Hitlers radikale Judenpolitik mißbilligt hat. Sie vermitteln ein Geschichtsbild, das unsere Vorfahren in einem weit milderen Licht erscheinen läßt als in der heute gängigen Publizistik üblich. Dieses Bild bekannt zu machen, entspricht nicht nur einer sittlichen Pflicht den Vorfahren gegenüber. Die Erfüllung dieser Pflicht dient auch den hier lebenden Juden, die sich nicht länger einreden müssen, daß sie im Land der Täter leben. Die jüdischen Zeitzeugen zertrümmern zugleich das Bild, das Goebbels der Welt glaubhaft machen wollte: Das Volk sei Hitlers williger Vollstrecker gewesen. *Konrad Löw*

***Robert Schopflocher und Rainer Traub (Hrsg.): „Wir wollen den Fluch in Segen verwandeln – Drei Generationen der jüdischen Familie Neumeyer“**, Metropol, Berlin 2007, 560 Seiten, 24 Euro; **Andrea Sinn „Und ich lebe wieder an der Isar‘ – Exil und Rückkehr des Münchner Juden Hans Lamm“**, Oldenbourg, München 2008, 230 Seiten, 24,80 Euro*



Schönes Aweyden

Chronik eines Dorfes

Aweyden – welch schöner Name, welche schöner Ort! Das mag sich auch der Komtur des deutschen Ordens, Johann von Schönfeld, gedacht haben, als er mit seinen Ordensherren durch das Gebiet ritt und, überwältigt von der schönen Natur, entzückt ausgerufen haben soll: A – weyden! Gemeint waren jedoch nicht die Bäume, sondern die Ähnlichkeit mit seinem Heimatort Weyden in der Oberpfalz. 1397 gründete er dann das Dorf, das den Namen Aweyden erhielt und nach 1945 Nawiady (Neuweyden) genannt wurde.

Aweyden – ein Dorf wie viele andere in Ostpreußen, für die dort Geborenen allerdings ist es einzigartig. Tilly Boesche-Zacharow wurde von ihrer Mutter mit dem „Aweyden-Virus“ infiziert. Als Kind hörte sie, die in Berlin aufwuchs, keine Geschichten von Dornröschen und Co., sondern von Aweyden.

Kein Wunder, daß sie nun, im Alter, diesem Ort eine „kleine Erinnerungsschrift“ widmen wollte. Entstanden ist jedoch ein respektables Buch mit vielen Fotografien von damals und heute, mit Geschichten und Erinnerungen an das geliebte Dorf Aweyden. Geholfen haben ihr dabei auch andere Aweyder, die Erinnerungen beisteuerten und so das Buch zu einer Fundgrube für den interessierten Leser werden ließen.

Man kommt sich vor wie auf einem großen dunklen Dachboden. Man fängt an zu kramen und entdeckt die wundersamsten Dinge. Das Buch setzt sich aus vielen kleinen und größeren Schnipseln zusammen, aus vielen Erinnerungen, die meist sehr persönlich sind und dennoch ein helles Licht werfen auf das Leben in Aweyden einst und jetzt.

Erinnert wird in dem Buch auch an Maria Grohskopf, die Mutter der Autorin. Sie wurde, ihrem letzten Wunsch gemäß, auf dem alten evangelischen Friedhof in Aweyden bestattet, an der Seite ihres Vaters. Und das 1999!

Von ihr bis zu Eluise, der Tochter der Autorin, spannt sich der Bogen. Sie hat die Mutter in ihrem Vorhaben tatkräftig unterstützt, indem sie fotografierte, die Bilder scannte und die Mutter immer wieder ermutigte, nicht zuletzt zur Arbeit am Computer.

Entstanden ist ein Buch zum schmökern, das nicht zuletzt auch neugierig macht auf Aweyden, das wunderschöne Dorf in Masuren. *Silke Osman*

***Tilly Boesche-Zacharow: „Aweyden – Chronik eines masurischen Dorfes“**, M. und N. Boesche-Verlag, Berlin, Haifa, 2008, 200 Seiten, zahlr. sw und farbige Abb., geb., 29 Euro.*

Vom Vater geliebt, vom Bruder kritisiert

Vor 250 Jahren starb der zeitweilige designierte Thronfolger Friedrichs des Großen, Prinz August Wilhelm

Von Jürgen Ziechmann

August Wilhelm von Preußen war das elfte Kind von König Friedrich Wilhelm I. und seiner Ehefrau Sophie Dorothea von Hannover. Als er am 9. August 1722 geboren wurde, lebten von diesen elf Kindern nur noch sieben. Der Zwist seines Vaters, des Königs, mit dem Kronprinzen (also dem späteren Friedrich II.) war noch nicht ausgebrochen, denn der Kronprinz war erst zehn Jahre alt und bemühte sich noch mit kindlichem Eifer, den Ansprüchen seines Vaters gerecht zu werden. Je mehr sich aber diese Vater-Sohn-Beziehung unerfreulich gestaltete, desto inniger wurde das Verhältnis August Wilhelms zu seinem Vater, der ihn bald als seinen Liebling bevorzugte und sogar lieber als Nachfolger auf dem preußischen Thron gesehen hätte als seinen Erstgeborenen. Auf dem Höhepunkt des Kronprinzen-Konflikts am preußischen Hof ernannte König Friedrich Wilhelm I. 1730 seinen zweitältesten Sohn August Wilhelm (der damals acht Jahre alt war) zum Chef des „Regiments Kronprinz zu Pferde“ (Kürassierregiment Nr. 2), um öffentlich zu machen, daß er seinen Sohn August Wilhelm und nicht den Kronprinzen Friedrich als seinen Nachfolger auf dem preußischen Thron betrachtete. König Friedrich Wilhelm I. ernannte seinen Liebling ein Jahr später auch noch zum Statthalter von Pommern und teilte ihm eine Apanage von jährlich 2000 Talern zu.

Kronprinz Friedrich versöhnte sich bekanntlich mit seinem Vater, heiratete auf dessen Befehl die ungeliebte Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel und wurde am 1. Juni 1740 König. Wenn August Wilhelm je von der Königswürde geträumt hatte, so war dieser Traum beendet – wenigstens solange, wie König Friedrich II. lebte.

Der Soldatenkönig zog August Wilhelm seinem ältesten Sohne vor

Friedrich hatte sich von jeher zu seinen Geschwistern freundlich und – mit Abstufungen – herzlich gezeigt. Auch zu August Wilhelm war der Kontakt herzlich – wenn auch nicht so innig wie der zur Schwester Wilhelmine (1709–1758). Der König, der wußte, daß er mit seiner Ehefrau keinen Thronfolger haben würde, sah August Wilhelm als seinen Nachfolger an und schonte ihn in den beiden ersten Schlesischen Kriegen. Aus diesen Gründen der Kontinuität der Dynastie wurde August Wilhelm von König Friedrich II. am 6. Januar 1742 mit Luise Amalie von Braunschweig-Wolfenbüttel (1722–1780), der Schwester von Königin Elisabeth Christine, verheiratet. Ähnlich wie die Ehe zwischen Friedrich und Elisabeth war auch die zwischen August Wilhelm und Luise Amalie nicht glücklich, doch entsprossen ihr vier Kinder, darunter der spätere König Friedrich Wilhelm II. (1744–1797). In diesen Jahren bewies König Friedrich seinem Bruder häufig sein Wohlwollen: August Wilhelm behielt das Kürassier-Regiment Nr. 2 und blieb also auch in den Augen der Öffentlichkeit designierter Nachfolger des Königs; Friedrich ernannte ihn kurz nach der Verheiratung zum Generalmajor und verlieh ihm am 10. November 1742 die Chefstelle des Infanterie-Regiments v. Gersdorff (Nr. 18); am 30. Juni 1744 erklärte Friedrich seinen Bruder offiziell zum Nachfolger für den Fall des eigenen Todes.

Mit 23 Jahren verliebte sich August Wilhelm bis zum Wahnsinn in Sophie Marie von Pannwitz (1729–1814), die damals 16 Jahre alt war. August Wilhelm hatte sie bereits als Kind seiner Nachbarn in Oranienburg auf deren Gut Schönfließ und dann seit 1743 häufig als Hofdame seiner Mutter im Berliner Schloß und im Schlößchen Monbijou gesehen; möglicherweise hatte er schon damals die Absicht, sie später zu seiner morganatischen (Neben-)Ehefrau zu machen. Seine wiederholten Bitten lehnte König Friedrich II. aber ab. Ob August Wilhelms Gefühle auch von der jungen Pannwitz, die nach den Worten von Friedrichs Schwester Wilhelmine „schön wie ein Engel“ war, erwidert wurden, ist offen. Fakt ist, daß der König einer Verehelichung der Sophie Marie mit dem Grafen Ernst Johann von Voß, dem Hofmeister von Friedrichs ungeliebter Ehefrau Elisabeth Christine, zustimmte. Die Gräfin Voß lebte dann noch 69 Jahre am preußischen Hof und wurde als Vertraute von Königin Luise und durch ihre veröffentlichten Erinnerungen bekannt. Bei der Hochzeit seiner angebeteten Sophie mit dem Grafen Voß, bei der er unbedingt zugegen sein wollte, soll August Wilhelm in Ohnmacht gefallen sein.

Der Prinz von Preußen zu Pferde in Feldherrnpose: Nach der Schlacht bei Kolin versagte August Wilhelm allerdings bei der Führung seines Armeekorps. Foto: Archiv

Das Verhältnis zwischen dem König und seinem ältesten Bruder blieb dennoch freundschaftlich bis herzlich, was auch aus dem Briefwechsel abgelesen werden kann.

Allerdings war August Wilhelm in zunehmendem Maße unzufrieden mit der – in seinen Augen – zurückgesetzten Position in der Herrschaftsausübung. Es mag sein, daß er sich von seinem vier Jahre jüngeren Bruder Heinrich (1726–1802) anstacheln ließ. Heinrich stand in viel stärkerer Opposition zum König als sein gutmütiger und weniger ehrgeiziger Bruder August Wilhelm.

Friedrich der Große war in Fragen der militärischen Disziplin und der Beachtung soldatischer Tugenden fast genauso streng wie sein Vater, der „Soldatenkönig“. Anläßlich einiger in seinen Augen inakzeptabler militärischer Vorfälle in den beiden Regimentern seines Bruders schrieb er diesem im April 1750: „Nur in militärischen Fragen kenne ich keine Schonung. Gehen meine Brüder mit gutem Beispiel voran, so freue ich mich unendlich darüber. Tun sie es nicht, so vergesse ich mit dem Augenblick jede Verwandtschaft und tue nur meine Pflicht, nämlich bei meinen Lebzeiten alles in guter Ordnung zu halten.“

Der Prinz von Preußen verspielte die Sympathien Friedrichs des Großen

Im ganzen ist der Brief recht wohlwollend, aber August Wilhelm geriet zunehmend in eine Gemütslage, die ihn zur Einsicht in eigene Fehler nicht gelangen ließ; er sah sich häufig zu unrecht gegängelt und gegenüber jüngeren Militärs zurückgesetzt.

Schließlich entsprach der König seinem Drängen und machte August Wilhelm – ausgerechnet nach der Schlacht bei Kolin am 18. Juni 1757 – zum Kommandierenden eines von vier Armeekorps, die sich aus Böhmen nach Sachsen zurückziehen sollten.

In einigen schlecht recherchierten Büchern oder Lexika-Artikeln wird die Meinung verbreitet, August Wilhelm habe sich den Zorn des Königs wegen seines Verhaltens in der Schlacht selbst zugezogen.

Das ist falsch. Nicht wegen seines Verhaltens in der Schlacht, während der er gar kein selbständiges Kommando hatte, war Friedrich der Große erbost über August Wilhelm, sondern deswegen, weil er als kommandierender General beim Rückzug seines Armee-Korps infolge sinnloser und verlustreicher Märsche den Paß bei Gabel, zahlreiche Kanonen, nahezu den gesamten Fuhrpark, das Magazin von Zittau mit 1,2 Millionen Portionen und am 23. Juli die Stadt selbst verlor.

Mag auch die Reaktion des Königs, der seinen Bruder bei dem ersten Zusammentreffen am 29. Juli keines Blickes würdigte und ihm in einer Antwort auf das Rücktrittsgesuch August Wilhelms am 30. Juli 1757 heftige Vorwürfe gemacht hat, übertrieben erscheinen, so ist doch nicht ersichtlich, daß der König damit das weitere Leben seines Bruders zerstört habe, wie es in einigen Gazetten zu lesen ist.

Das Zerwürfnis wurde nicht wieder gekittet – auch wegen der Uneinsichtigkeit August Wilhelms. Er starb an einem Gehirntumor.

Das Ostpreußenblatt

Nr. 23 – 7. Juni 2008

MELDUNGEN

Tilsit darf auf EU-Geld hoffen

Tilsit – Eines der Sorgenkinder auf der Liste der Europäischen Umweltorganisation trägt die Nummer 49. Dahinter verbirgt sich die Tilsiter Zellstoffabrik mit ihrem maroden Reinigungssystem für Abwässer. Es stammt noch aus den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts und ist restlos verschlissen. Bereits im Jahre 2002 hatte das Umweltministerium der Russischen Föderation die Einstellung der Zelluloseproduktion wegen fortgesetzter Verunreinigung der Memel und ihres Deltas verfügt. Proteste konnten seinerzeit die Schließung des größten Arbeitgebers der Stadt verhindern. Nun hat sich die Europäische Union der Sache angenommen. In ihrem Auftrag berieten schwedische und litauische Umweltexperten gemeinsam mit Vertretern der Zellstoffabrik und der Euroregion Baltika, wie durch Umstellung auf ein neues Reinigungssystem die Memel künftig saubergehalten werden kann. Nach den Worten von Oberbürgermeister Smilgin sei der russische Staat bereit, die erforderlichen Mittel bereitzustellen, wenn aus Tilsit ein entsprechendes Projekt vorliege. Dessen Kosten würden sich auf 60 Millionen Rubel (gut 1,6 Millionen Euro) belaufen, welche die Stadt nicht habe. Im Interesse einer baldigen Klärung zeigten sich die EU-Vertreter bereit, die Erarbeitung des Projekts in ein internationales Programm aufzunehmen und die Finanzierung aus Mitteln der EU zu beantragen. Oberbürgermeister Smilgin und der Generaldirektor der Zellstoffabrik Nitscheporowitsch zeigten sich mit dem Ergebnis der Gespräche zufrieden. *H. Dz.*

Deutschland-Tournee

Gumbinnen – Der russische Kammerchor „Credo“ aus Gumbinnen befindet sich auf einer Tournee durch die Bundesrepublik Deutschland. Sein Repertoire beinhaltet klassische und geistliche Werke, russische, weißrussische und ukrainische Folklore sowie Lieder der Romantik. Er tritt auf am Sonnabend, dem 7. Juni, ab 20 Uhr in Aurich-Wallinghausen in der Matthäuskirche, am Sonntag dem 8. Juni, ab 18 Uhr in Lotte-Wersen in der evangelischen Kirche, am Dienstag, dem 10. Juni, ab 15 Uhr in Bielefeld-Stieghorst im Wohnstift Salzburg und ab 19 Uhr in Bielefeld in der Pauluskirche, am Mittwoch, dem 11. Juni, ab 20 Uhr in Bergisch Gladbach-Schildgen in der Andreaskirche, am Freitag, dem 13. Juni, ab 19 Uhr in Mendig in der evangelischen Kirche, am Sonnabend, dem 14. Juni, ab 18 Uhr in Schöppingen in der evangelischen Kirche sowie am Sonntag, dem 15. Juni, ab 18 Uhr in Ahaus in der Christus-Kirche. Der Eintritt zu allen Veranstaltungen ist frei, Spenden für Reisekosten und so weiter werden dankbar entgegengenommen. Informationen über weitere Auftrittstermine sowie Details erteilt gerne Joachim Rebuschat, Telefon (0 57 51) 53 86 oder (01 73) 7 98 94 58.

Graf von Zollern zurückgekehrt

Das Friedländer Tor hat wieder seine Statue des Fahnenträgers in der Tannenbergschlacht

Von Jurij Tschernyschew

Nach fast 60 Jahren ist die Skulptur des Fahnenträgers des Deutschen Ordens in der ersten Tannenbergschlacht, Graf Friedrich von Zollern, an die Fassade des Friedländer Tores zurückgekehrt.

Vor dem Krieg hatte die Figur, eine Arbeit des Künstlers Wilhelm Ludwig Stürmer, die der Stadt zugewandte Fassade des Tores geschmückt. In den 50er Jahren war sie geheimnisvoll verschwunden. Vor mehr als einem Jahr hatte das Museum „Friedländer Tor“ mit seiner Direktorin Swetlana Sokolowa eine Nachbildung der Plastik bei der St. Petersburger Restaurierungswerkstatt „Nasledie“ (Das Erbe) in Auftrag gegeben. Es war für den Bildhauer Wjatscheslaw Mozgowoj und seine Mitarbeiter keine leichte Arbeit. Im Archiv des Museums „Friedländer Tor“ gab es nur noch ein altes Foto aus dem Jahre 1912 und eins aus dem Jahre 1950, noch vor dem Verschwinden der Skulptur. Die Suche nach Abbildungen des Tores dauerte fast ein Jahr lang; sie wurde in 23 verschiedenen Archiven und Museen in der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen betrieben. Ohne Erfolg. Allerdings hatte eine Mitarbeiterin des kunsthistorischen Museums in ihrem privaten Archiv einige Negative mit dem Tor als Motiv, die ziemlich gut erhalten waren. Nach deren Auswertung konnte intensiv mit den eigentlichen Arbeiten an der Replik begonnen werden, die auch von der Regierung der Bundesrepublik Deutschland unter Mithilfe des Technischen Hilfwerks unterstützt und finanziert wurde. Die Gesamtkosten beliefen sich auf etwa 40 000 Euro.



Graf Friedrich von Zollern: Die Plastik findet ihre Nische in der Außenfassade des Friedländer Tores. Foto: Tschernyschew

Nach ihrer Fertigstellung wurde die Rekonstruktion mit der Fähre nach Pillau und danach nach Königsberg gebracht, um dann über dem Eingang des Museums „Friedländer Tor“ auf ihrem historischen Standort angebracht zu werden.

Traditionelles Festessen zu Ehren Kants

Erstes deutsch-russisches »Bohnenmahl« in Königsberg

Immanuel Kant verbindet Russen und Deutsche. Er ist auch die wichtigste Verbindung zwischen der heutigen Stadt und der großen Vergangenheit Königsbergs. Lebendig gehalten haben diese Verbindung Kants Freunde, die er regelmäßig zum Essen eingeladen hatte. Nach seinem Tode im Jahre 1804 beschlossen sie, die Erinnerung an den Menschen Immanuel Kant in seiner Heimatstadt zu bewahren und in Zukunft jedes Jahr zu Kants Geburtstag am 22. April zu einem Erinnerungsfest zusammenzukommen. Daraus entwickelte sich die „Gesellschaft der Freunde Kants“, die in nie unterbrochener Tradition, durch Kooptation ergänzt, die Tischgesellschaft Kants in Königsberg fortsetzte.

Im Jahre 1814 schlug der Astronom Friedrich Wilhelm Bessel vor, denjenigen, der jeweils im nächsten Jahr vor dem Festessen die Rede halten sollte, durch eine Bohne zu bestimmen, die in dem als Nachtisch gereichten Kuchen versteckt wurde. So entstand die Tradition des „Bohnenkönigs“, die „Gesellschaft der Freunde Kants“ wurde seitdem auch „Bohnengesellschaft“ genannt und das Festessen an Kants Geburtstag „Bohnenmahl“.

Die „Bohnengesellschaft“ war in den 140 Jahren ihrer Existenz bis zum Untergang Königsbergs im Jahre 1945 ein wichtiger Kulturfaktor der Stadt. Am 12. Februar 1945, dem 141. Todestage Kants, legte Bruno Schumacher, der „Bohnenkönig“ für dieses Jahr, am Grabe Kants einen Kranz nieder. Das war der letzte Akt der „Gesellschaft der Freunde Kants“ in Königsberg.

Nach dem Krieg setzten die nach Westdeutschland geflüchteten Mitglieder der Königsberger Gesellschaft die Tradition fort und veranstalteten das alljährliche „Bohnenmahl“ bis zum Jahre 1973 in Göttingen und ab 1974 in Mainz. Rudolf Malter, „Kanzler“ der Gesellschaft der Freunde Kants, schrieb im August 1991 in der Einleitung zu der von ihm herausgegebenen Sammlung „Königsberger Kant-Ansprachen 1804–1945“: „Es wäre nicht das schlechteste Zeichen der Völkerverständigung, wenn sich eines Tages im Königsberg der Gegenwart Kantfreunde vieler Nationen in Erinnerung an den Friedensdenker Immanuel Kant zum ‚Bohnenmahl‘ versammelten.“

Der Wunsch Malters ist dieses Jahr in Erfüllung gegangen. Schon vor drei Jahren hat sich in Königsberg auf Anregung des Mathematikers und Hotelbesitzers Bartfeld eine russische Gesellschaft der Freunde Kants gebildet, die sich einmal im Monat im Hotel „Albertina“ trifft. Die russische Gesellschaft lud die deutsche Gesellschaft der Freunde Kants zu sich ein. So kamen am 22. April 2008 zum ersten Mal deutsche und russische Freunde Kants zu einem gemeinsamen Bohnenmahl in der Stadt Kants zusammen.

Die insgesamt 34 deutschen Teilnehmer begannen ihren Aufenthalt am Sonntag, dem 20. April 2008, mit einem Gottesdienst in der evangelischen Auferstehungskirche am Prospekt Mira und genossen anschließend eine meisterhafte Aufführung der Symphonie Nr. 1 von Wassilij Kalinnikow durch Königsbergs Staatliches Symphonieorchester unter der Leitung seines Dirigenten Arkadij Feldmann. Beim Mittagessen im Gemeindesaal der Kirche begrüßten Bartfeld und Stolzenberg die Anwesenden, und Propst Osterwald erzählte etwas aus dem Leben der Kirchengemeinde. Einige Reiseteilnehmer, die zum ersten Mal in Königsberg waren, freuten sich bei der anschließenden Stadtrundfahrt darüber, daß im heutigen Königsberg noch erstaunlich viele Gebäude aus der Vorkriegszeit vorhanden sind. Für alle beeindruckend war aber auch der in der Stadt zu verspürende wirtschaftliche Aufschwung. Erinnerungen an Kants Leben in Königsberg trafen die Gruppe dann im Kant-Museum an. Sie bewunderten ein Modell und Bilder der alten Stadt in der Kneiphof-Ausstellung im Turm des Doms.

Am zweiten Tag ihres Aufenthalts folgten die deutschen Teilnehmer, begleitet von einigen Russen einschließlich Journalisten der örtlichen Presse, den Spuren Kants auf einer seiner seltenen Reisen über die Stadtgrenzen Königsbergs hinaus, die er mehrfach auf das Rittergut Groß Wohnsdorff seines Freundes, des Freiherrn Friedrich Leopold v. Schrötter, unternommen hatte. Die direkten Nachfahren des Freiherrn und seines Bruders Karl Wilhelm, Alexandra v. Erichsen geborene Freiin v. Schrötter-Wohnsdorff, Tochter des letzten Besitzers des Ritterguts Groß Wohnsdorff, sowie Dieter Freiherr v. Schrötter waren mit ihren jeweiligen Ehegatten mit angereist. Frau v. Erichsen erzählte aus der Geschichte ihrer Familie, die seit 1702 dort ansässig war, bis sie Ende Januar 1945 ihre Heimat verlassen mußte. Auf dem Weg nach Wohnsdorff besichtigten die Reisenden zuerst die St. Katharinenkirche in Arnau, eines der seltenen Beispiele dafür, daß eine Dorfkirche im nördlichen Ostpreußen, dem Land der Kirchenruinen, wieder aufgebaut wird. In Heiligenwalde sahen sie eine schon vollständig wiederhergestellte Kirche; in Allenburg kamen sie dann jedoch in eine Ordenskirche, die noch viel Arbeit erfordert. Ute Bäsmann, die sich zusammen mit ihrem Mann seit vielen Jahren um die Erhaltung dieser Kirche kümmert, erzählte den Teilnehmern etwas über das Schicksal ihres Heimatorts Allenburg und ihr eigenes schweres Schicksal am Ende des Krieges.

Am Ziel der Reise standen die Reisenden erschüttert vor dem verfallenen und mutwillig zerstörten klassizistischen Bau des Herrenhauses Groß Wohnsdorff, an dessen Giebel die Aufschrift: „An Gottes Segen ist alles gelegen“ von Rowdys überschmiert worden ist. Von der früher dort gelegenen Ordensburg aus dem 14. Jahrhundert steht noch der Turm mit der Toreinfahrt. Genau dort hat Kant sich mehrfach aufgehalten und immer

Fortsetzung auf Seite 16

Traditionelles Festessen zu Ehren Kants

Fortsetzung von Seite 15

sehr wohl gefühlt. Der Torturm besteht nur noch aus den Außenmauern, aus denen offenbar Ziegelsteine herausgebrochen worden sind. Alle bewegte die Frage, ob es wohl gelingen könne, dieses einzigartige historische Gebäude der Nachwelt zu erhalten.

Nach ihrer Rückkehr in die Stadt empfing der Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland in Königsberg, Guido Herz, vor dem Eingang des Deutsch-Russischen Hauses alle Reiseteilnehmer, zu denen sich etwa noch einmal so viele Russen aus Königsberg gesellten. In seiner Begrüßungsrede beschrieb Herz die stürmische wirtschaftliche Entwicklung und die Zukunftsaussichten der Stadt und des Gebiets und äußerte über das Dienstliche hinaus seine persönliche Meinung zu deren Namen: In der Weltwirtschaft komme es auf gute, bekannte Marken an. Wenn man die Wahl habe zwischen einem schwachen Markennamen wie „Kaliningrad“ und einem guten wie „Königsberg“, dann würde er den Einwohnern der Stadt raten, den guten zu wählen.

In seinem anschließenden Vortrag „Preußen war nicht nur Deutschland“ untersuchte der Göttinger Historiker Rudolf v. Thadden die Frage nach dem europäischen Charakter Preußens und kam zu dem Ergebnis: „Daß wir uns hier im nunmehr zu Rußland gehörenden Teil des alten Ostpreußens im Geiste Kants zusammenfinden können, ist ein Zeichen der Hoffnung und der Zuversicht.“ Der danach folgende künstlerisch anspruchsvolle Klaviervortrag der 16jährigen Tochter Bartfelds begeisterte das Publikum. Dann sprach Gerfried Horst, Initiator und Organisator dieser Reise, über die Geschichte der Gesellschaft der Freunde Kants und legte dar, daß die alte Königsberger Kant-Tradition von Russen und Deutschen nicht getrennt, sondern nur gemeinsam fortgesetzt werden könne.

Der Geburtstag Kants am Dienstag, dem 22. April führte die russischen und deutschen Freunde Kants mit Königsberger Intellektuellen und Studenten in einem Hörsaal der Immanuel-Kant-Universität zusammen. Der Begrüßung durch die Vizerektorin Vera Zabotkina folgten Vorträge von Michael Wieck, Leonard Kalinnikow, Jürgen Stolzenberg, Wladimir Brjuschinkin und Dietrich Rauschning.

Im vollbesetzten Dom auf der Kneiphofinsel erreichte die Feier von Kants Geburtstag ihren Höhepunkt. Es war viel junges Publikum da. Jürgen Stolzenberg sprach von der Orgelempore herunter Grußworte im Namen der deutschen Gesellschaft der Freunde Kants. Der Domchor sang das alte Studentenlied „Gaudeamus igitur“ und eine Motette von J. S. Bach, Michael Wieck und seine Frau Miriam Röhm-Wieck spielten zwei Violinduos und der junge Königsberger Domorganist Artjom Chatschaturow füllte mit Bachs großer Toccata und Fuge d-moll den gewaltigen Innenraum des Doms in seiner makellosen Akustik mit den reinen und starken Klängen der neuen Domorgel. Königsberg hat wieder eine Stimme: die Orgel des Doms. Draußen vor dem Kant-Grabmal sprachen die geborenen Königsberger Manfred Lossau und Hannelore Loos von ihrer Liebe zu Kant und zu Königsberg, und alle Anwesenden, Professoren, Studenten und Menschen aus anderen Lebensbereichen, Deutsche und Russen legten Blumen am Grab des größten deutschen Philosophen nieder.

Krönender Abschluß der Feiern war das „Bohnenmahl“ im Hotel „Albertina“. Der „Bohnenkönig“ der deutschen Gesellschaft der Freunde Kants war Hans-Martin Gerlach aus Leipzig; bei der russischen Gesellschaft war die Germanistikdozentin Irina Chernenok „Bohnenkönigin“ geworden. Gerlach befaßte sich in seiner „Bohnenrede“ mit dem Verhältnis zwischen Kant und der Berliner Aufklärung, insbesondere Moses Mendelssohn; Frau Chernenok gab einen Überblick über die deutschen und russischen Biographen Kants. Es gab außerdem Beiträge einzelner Teilnehmer; Michael Wieck erzählte davon, daß seine Erziehung wie die fast aller Königsberger durch die Lehren Kants geprägt wurde; Dieter v. Schrötter wies darauf hin, daß Freiherr Friedrich Leopold v. Schrötter als preußischer Minister die Judenemanzipation durchgesetzt habe; der litauische Kulturattaché Arvidas Josaitis stellte ein Buch mit Gedichten von Boris Bartfeld vor, das demnächst in Memel erscheinen werde, und die Kieler Slawistin Annelore Engel trug ein von ihr ins Deutsche übersetztes Gedicht daraus vor. Das Bohnenmahl vereinte alle Anwesenden zu freundschaftlichen Gesprächen. Voller Spannung nahm sich jeder ein Stück von dem als Nachtisch gereichten Kuchen; in einem Kuchenstück befand sich die silberne Bohne, die den ersten gemeinsamen deutsch-russischen Bohnenkönig für das Jahr 2009 bestimmte. Die Bohne fand Christian Richter aus Berlin. Als gelungene Überraschung erhielt jeder deutsche Teilnehmer und auch der Generalkonsul Guido Herz einen Mitgliedsausweis der russischen Gesellschaft der Freunde Kants. Am 22. April 2009 wird wieder ein deutsch-russisches Bohnenmahl in Königsberg stattfinden. Die über 200 Jahre alte Königsberger Kant-Tradition ist an ihren Ursprungsort zurückgekehrt. *G. H.*



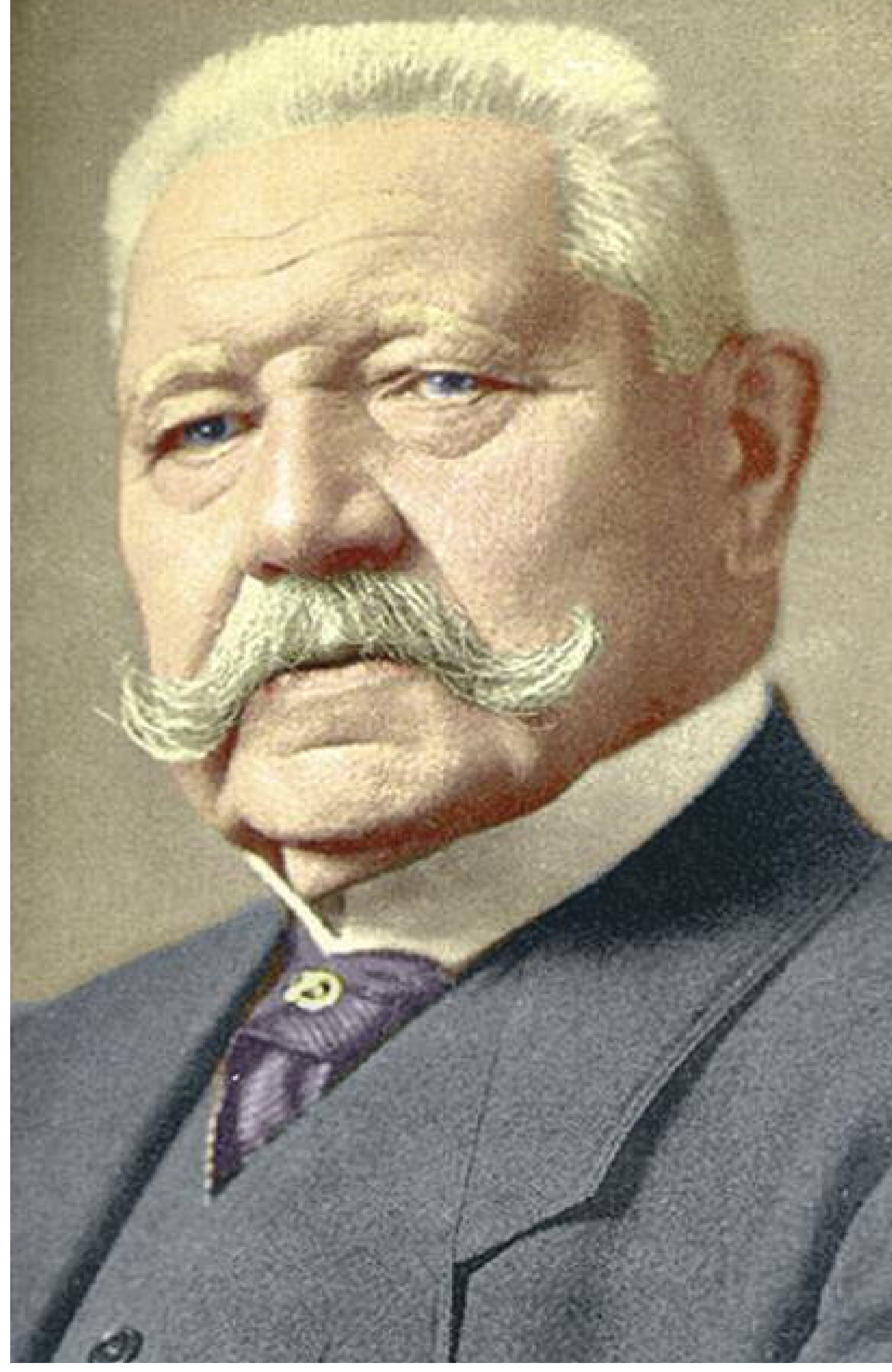
Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,

ein Bild, das ich kürzlich in einer Wochenzeitung sah, hat mich sehr berührt. Es zeigte eine Bushaltestelle, an der eine ältere Frau wartete. Aber sie wartete vergebens, denn es kam kein Bus, und es fuhr auch keiner ab. Die Haltestelle steht auf dem Gelände eines Seniorenheimes, und sie dient dazu, die demenzkranken Bewohner vor dem heimlichen Verlassen ihrer letzten Lebensstation zu verhindern. Sie haben an der imaginären Haltestelle das Gefühl, daß sie fortfahren könnten, wenn sie wollten. Und wenn man ihnen sagt, der letzte Bus sei gerade fort und sie müßten bis morgen warten, kehren sie still in das Heim zurück. Und werden wahrscheinlich am nächsten Tag wieder an der Haltestelle stehen und auf den „Bus nach Nirgendwo“ warten. Das Thema Bushaltestelle hatte mich schon einmal nachdenklich gemacht, nämlich als ich die Fragebogen von der Uni Hamburg bekam, die im Rahmen des Forschungsprojektes über die Langzeitbelastung durch Flucht und Vertreibung an alle Teilnehmer der Befragung – von unseren Leserinnen und Lesern sind es bereits über 500! – versandt wurde. Unter den Worten, mit denen die Teilnehmer ihre Relevanz für Flucht und Vertreibung bewerten sollen, befindet sich auch „Bushaltestelle“. Ich selber konnte mit dem Begriff nichts anfangen – wo gab es auf dem Fluchtweg über See oder schneeverwehte Landstraßen schon eine fahrplanmäßig betriebene Buslinie? Heute sehe ich aber die Frage anders: Warten wir nicht wirklich noch immer auf einen Bus – nein, nicht nach „Nirgendwo“, sondern an einen, der uns in die unvergessene Heimat zurückbringt?

Und er fährt tatsächlich, jedenfalls einmal in der Woche – und in übertragenem Sinne –, denn er ist von der „Ostpreußischen Familie“ gechartert. Ein Fahrplan, der immer hält, was er verspricht. Mit allen Erinnerungen, allen Fragen, allen Wünschen, allen Hoffnungen führt unser „Familienbus“ auf alten vertrauten Wegen in die Vergangenheit zurück, hält auch an kleinen Stationen, und läßt uns vieles entdecken und wiederfinden, was wir verloren glaubten. Auch wenn manches schon fast ein Jahrhundert zurückliegt, wie die folgende Geschichte beweist, die mich im Grunde zu diesem langen Vorspann angeregt hat. Obgleich der Auslöser nicht in unserer Kolumne zu finden ist, sondern in dem Artikel in Folge 17 „Ein Gang durch Insterburg“. Den las nämlich auch unsere alte Familienfreundin **Rosemarie Pakleppa** im fernen Südafrika, deren Name ja aufgrund ihrer durch unsere Familie erfüllten Wünsche allen Lesern vertraut ist, und wandte sich an mich, um mir Erstaunliches mitzuteilen. Sie stolperte nämlich über den Absatz, der den „Dessauer Hof“ betrifft und in dem es heißt: „Dieses Hotel diente 1914 nicht nur Hindenburg als Hauptquartier, sondern wenig später auch dem russischen Befehlshaber General Rennenkampf“. Frau Pakleppa schreibt dazu:

„Laut der Hotelchronik waren bei Kriegsausbruch 1914 die Russen unmittelbar in Ostpreußen eingebrochen und Rennenkampf hatte sich sofort im Dessauer Hof niedergelassen. Um den Vormarsch der Russen zu stoppen, wurde Hindenburg gemeinsam mit Ludendorff nach Ostpreußen beordert. Als der von ihm geleitete Gegenangriff begann, räumte Rennenkampf das Hotel und danach zog Hindenburg in den ‚Dessauer Hof‘ ein, der später in der Bevölkerung ‚Hindenburghotel‘ genannt wurde. Wenn man das Haus betrat, fiel im Vestibül das Auge sofort auf die Hindenburg-Büste. Woher ich die Weisheit habe? Mein Mann war der Jüngste der sieben Pakleppakinder, und meine Schwiegereltern **Gustav** und **Martha** Pakleppa waren die Besitzer des Dessauer Hofs, bis sie Insterburg verlassen mußten!“

Frau Pakleppa belegt ihre Zeilen noch mit Auszügen aus der Hotelchronik, von denen wir hier die Eintragung des General-Feldmarschalls Paul von Hindenburg bringen als ein Dokument, wie man es sich authentischer nicht wünschen kann. Ein Sahnestückchen – vielen Dank, liebe Rosemarie, auch für die Anekdoten, die Sie schildern, für die hier leider kein Platz ist. Dafür wird unsere Ostpreußische Familie immer bereit sein, wenn Sie wieder mal Wünsche haben. Und grüßen Sie Ihre 92jährige Tante, die das alles bestätigte.



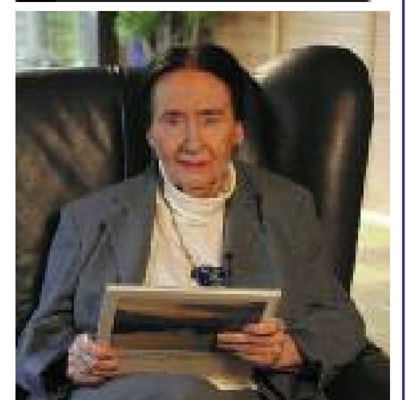
Paul von Hindenburg: Der Generalfeldmarschall hatte im Hotel Dessauer Hof sein Hauptquartier Foto: Archiv

von Hindenburg
Generalfeldmarschall

Unterschrift Paul von Hindenburgs: Eintragung im Hotel Dessauer Hof Foto: privat

Noch immer schlägt unser Ostpreußentreffen Wellen. Manches Gespräch konnte aus zeitlichen Gründen nicht ausgiebig genug geführt werden, andere kamen gar nicht zustande, so daß ich bitten mußte, mir die Wünsche schriftlich mitzuteilen. Und nun kommen sie. Meine Königsberger Landsmännin **Doris Festersen** hat als Kind gar nicht so weit von mir entfernt gewohnt – ich an der Königstraße, sie auf dem Sackheim – und der damals Achtjährigen hat sich das Bild ihrer engsten Heimat so eingeprägt, daß es noch heute in der Erinnerung abrufbar ist. Die kleine **Doris Meyer** wohnte mit ihren Eltern in dem Haus Sackheim 91. Vom Fenster ihrer Wohnung konnte sie auf eine kleine Gasse sehen, an deren Ecke sich eine Eisdiele befand – unvergessen, weil das Kind sonntags Eis für die ganze Familie holen durfte. Daneben gab es ein Juwelier- und Uhrengeschäft, dessen Firmenzeichen, eine große, runde Uhr, weithin sichtbar über der Straße hing. In ihrem Wohnhaus befanden sich ein Elektroladen und die Bäckerei „Quitschke“. Frau Doris hat nach der Wende – sie war mit ihrer Mutter erst 1948 als einzige Überlebende der Familie fast verhungert nach Thüringen gekommen – versucht, soviel Erinnerungen wie möglich an ihre Heimatstadt in Form von Büchern und Bildern zu bekommen, aber noch nie eine Aufnahme vom Sackheim gefunden. Ich glaube, liebe Doris, da wird Ihnen unsere Familie helfen können, denn wir haben nicht wenige Sackheimer unter unsern Lesern. Ob es allerdings Aufnahmen von diesem Teil des Sackheims oder sogar von dem Haus Sackheim 91 gibt, ist fraglich. Die beiden anderen kleinen Wünsche, die Sie haben, kann ich selber erfüllen. (Doris Festersen, Kiefernweg 8, 17033 Neubrandenburg, Telefon 03 95 / 3 68 50 03.)

Ein netter Brief kam von Frau **Erika Volkmann**, Oschersleben, zu dem Thema „Konfirmationskleid – weiß oder schwarz?“ Eine der vielen Fragen, die Herr **Sommerey** in Folge 17 gestellt hatte. Frau Volkmann erinnert sich: „Ich wurde am 24. März 1940 in der Evangelischen Kirche in Branden / Jochdaggen, Kreis Gumbinnen, eingesegnet. Bei uns ging man im weißen Kleid zur Konfirmation. Wir hatten aber ein zweites schwarzes Kleid, das bei der eine Woche später stattfindenden Abendmahlfeier getragen wurde. Es gab Eltern, die konnten sich nicht zwei Kleider für ihre Tochter leisten, so kamen auch einige Mädchen in schwarzen Kleidern zur Konfirmation.“



Ruth Geede Foto: Pawlik

Frau Volkmann hat aber auch einen kleinen Wunsch. Sie liebt die Bücher von **Richard Skowronnek**, besonders „Sturmzeichen“, „Das große Feuer“ und „Die schwere Not“, die sie zu Hause gelesen und gelassen hat. Wer ist bereit, diese und andere Bücher des masurischen Schriftstellers abzugeben? Als Gegengabe hält sie „Die Entdeckung Ostpreußens“ von **Robert Budzinski** bereit. (Erika Volkmann, Diesterwegring 18, 39387 Oschersleben).

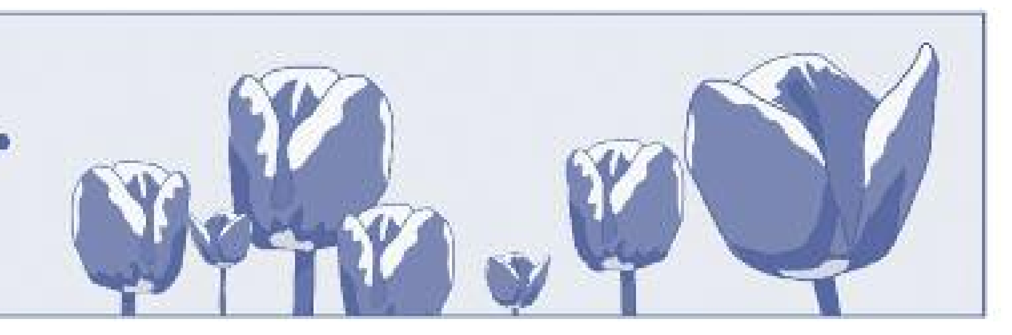
Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

„Unsere Familie“ auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Wir gratulieren ...



ZUM 102. GEBURTSTAG

Salk, Grethe, geb. **Eder**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Rudolf-Virchow-Straße 1, 46397 Bocholt, am 11. Juni

ZUM 101. GEBURTSTAG

Tiedmann, Gertrud, geb. **Tiedmann**, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Stadorf 1 A, 29593 Schwienau, am 11. Juni

ZUM 100. GEBURTSTAG

Schartner, Frieda, geb. **Schröder**, aus Groß-Degesen, Kreis Ebenrode, jetzt Hardekamp 13, 24620 Bönebüttel, am 4. Juni

ZUM 99. GEBURTSTAG

Kramer, Emma, geb. **Bier**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Langenfort 62, 22307 Hamburg, am 7. Juni

Schmieder, Herbert, aus Lyck, jetzt Neustraße 23, 48249 Dülmen, am 13. Juni

ZUM 98. GEBURTSTAG

Schramke, Herbert, aus Gerswalde, Kreis Mohrungen, jetzt Hauptstraße 15, 31707 Heeßen, am 12. Juni

ZUM 97. GEBURTSTAG

Uhlich, Minna, geb. **Madsack**, aus Groß Tierbad, Kreis Preußisch Holland, jetzt Ernst-Schneller-Siedlung 5, 09350 Lichtenstein / Sachsen, am 3. Juni

ZUM 96. GEBURTSTAG

Hinz, Herbert, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Am Lusbühl 16, 79110 Freiburg, am 12. Juni

Komossa, Erich, aus Dorntal, Kreis Lyck, jetzt Everettstraße 34, 29229 Celle, am 13. Juni

Ludwig, Margarete, geb. **Tewes**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Frankenweg 8, 74653 Künzelsau, am 4. Juni

ZUM 95. GEBURTSTAG

Wagner, Frieda, geb. **Rogge**, aus Pobethen, Kreis Samland, jetzt Forstmeisterweg 2 A, 21493 Schwarzenbeck, am 12. Juni

ZUM 94. GEBURTSTAG

Baureis, Gertrud, geb. **Rieder**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Gropiusallee 3, 06846 Dessau, am 11. Juni

Müller, Heinz, aus Wehlau, jetzt Buchenstraße 21, 26919 Brake, am 13. Juni

ZUM 93. GEBURTSTAG

Charborski, Wilhelm, aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Kurhausstraße 81, 44652 Herne, am 10. Juni

Liedtke, Eva, geb. **Tiedmann**, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Blumenheckstraße 76, 75177 Pforzheim, am 31. Mai

ZUM 92. GEBURTSTAG

Bischoff, Friedericke, aus Wittenwalde, Kreis Lyck, jetzt Lessingstraße 13, 41515 Grevenbroich, am 15. Juni

Fischer, Ursula, geb. **Kundrus**, aus Weidlacken, Kreis Wehlau, jetzt Unter der Brücke 79, 34134 Kassel, am 13. Juni

Grikschas, Charlotte, geb. **Pietrzyk**, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Stendaler Straße 65, 39646 Oebisfelde, am 13. Juni

Kamm, Waldtraut, geb. **Meyer**, aus Königsberg, jetzt Lübecker Straße 3-11, 22926 Ahrensburg, am 9. Juni

Kormnalewski, Irene, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Kurpark 35, 36251 Bad Hersfeld, am 15. Juni

Loewski, Elfriede, geb. **Solondz**, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Hans-Sachs-Straße 19 A, 82152 Kralling, am 10. Juni

Lubowitz, Martha, aus Dreimühlen, Kreis Lyck, jetzt Blumenthaler Straße 80, Seniorenzentrum Hs. Schwanewede, 28709 Schwanewede, am 12. Juni

Luzinat, Paul, aus Grieben, Kreis Ebenrode, jetzt Hindenburgstraße 23, 51373 Leverkusen, am 1. Juni

ZUM 91. GEBURTSTAG

Borrosch, Hildegard, aus Goldensee, Kreis Lötzen, jetzt Pulverturmstraße 31, 59872 Meschede, am 12. Juni

Drescher, Wilhelm, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Lerchenstraße 116, 49088 Osnabrück, am 8. Juni

Kieckel, Walter, aus Seckenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Gartenstraße 11, 21614 Buxtehude, am 9. Juni

Koslowski, Christel, geb. **Bosk**, aus Saffronken, Kreis Neidenburg, jetzt Mansfelder Straße 47, 10709 Berlin, am 12. Juni

Krauter, Ursula, geb. **Krämer**, aus Grünhof, Kreis Ebenrode, jetzt Nr. 6 Jena Land, 07768 Freienorla, am 8. Juli

Kroll, Hedwig, geb. **Kompa**, aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Friedrichshöhe 4 B, 42799 Leichlingen, am 15. Juni

Kühne, Gerda, geb. **Eder**, aus Stadtfelde, Kreis Ebenrode, jetzt Dalldorfer Weg 19, 39397 Gröningen, am 2. Juni

Pilch, Gerda, geb. **Mallonnek**, aus Lyck, jetzt Heinrich-Heine-Straße 75, 34121 Kassel, am 14. Juni

Rahneberg, Elfriede, geb. **Heinrich**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Langenweg 152, 26125 Oldenburg, am 14. Juni

Redschus, Betty, geb. **Schimkus**, aus Erlen, Kreis Elchniederung, jetzt Hofstraße 22, 55413 Weiler bei Bingen, am 9. Juni

ZUM 90. GEBURTSTAG

Dauber, Therese, geb. **Borrosch**, aus Reichensee, Kreis Lötzen, jetzt Sanderstraße 202, 42283 Wuppertal, am 14. Juni

Kaukel, Otto, aus Schönhorst, Kreis Lyck, jetzt Auf dem Driesch 31, 52249 Eschweiler, am 12. Juni

Krolzik, Kurt, aus Roggenhausen, Kreis Neidenburg, jetzt Jokuschstraße 2 B, 58511 Lüdenscheid, am 9. Juni

Kurbjuweit, Walter, aus Neidenburg, jetzt Beltgens Garten 10, 20537 Hamburg, am 15. Juni

Lang, Liselotte, geb. **Becker**, verw. **Kenklies**, aus Lyck, jetzt Max-Josef-Park 3, 82319 Starnberg, am 9. Juni

Lubowski, Bruno, aus Sarken, Kreis Lyck, jetzt Heideweg 79, 25469 Halstenbeck, am 9. Juni

Matthias, Ruth, aus Ortelsburg, jetzt Loheide 15, Haus Novalis, 33609 Bielefeld, am 13. Juni

Nowotny, Klara, geb. **Sowa**, aus Winsken, Kreis Neidenburg, jetzt Leibnitzstraße 36, 46240 Bottrop, am 11. Juni

Traska, Wilhelm, aus Ortelsburg, jetzt Berliner Straße 98, 27751 Delmenhorst, am 15. Juni

Turowski, Otto, aus Lyck, jetzt Röntgenstraße 23, 38440 Wolfsburg, am 13. Juni

Tyska, Emil, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Stenderweg 4, 33739 Bielefeld, am 12. Juni

ZUM 85. GEBURTSTAG

Borchert, Kurt, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Kapellenstraße 4, 96110 Schesslitz, am 14. Juni

Cirulies, Gerhard, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Lerchenweg 5, 31535 Neustadt, am 14. Juni

Demmig, Erna, geb. **Nitsch**, aus Dreschen, Kreis Elchniederung, jetzt Steinrader Damm 25, 23556 Lübeck, am 9. Juni

Evers, Charlotte, geb. **Hennemann**, aus Hopfenbruch, Kreis Ebenrode, jetzt Kreuzstraße 54, 26382 Wilhelmshaven, am 3. Juni

Herold, Marta, geb. **Biallach**, aus Markshöfen, Kreis Ortelsburg, jetzt Alt-Tempelhof 11, 12099 Berlin, am 13. Juni

Jeckstadt, Walter, aus Hainau, Kreis Ebenrode, jetzt Mitzmannweg 11, 45355 Essen, am 3. Juni

Jeguschke, Rudolf, aus Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt Fliederweg 14, 24146 Kiel, am 6. Juni

Jelinski, Kurt, aus Kelchendorf, Kreis Lyck, jetzt Wissembourger Straße 17, 39590 Tangermünde, am 15. Juni

Juknat, Herbert, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Urwaldschneise 32, 29345 Unterlüß, am 9. Juni

Klotzbücher, Irmgard, geb. **Matthies**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Jonasbach 10, 37247 Großalmerode, am 2. Juni

Kraska, Hanna, geb. **Heise**, aus Pobethen, Kreis Samland, jetzt Kurt-Schumacher-Ring 28, 38444 Wolfsburg, am 12. Juni

Krause, Bruno, aus Lyck, jetzt Bahnhofstraße 26, 58762 Altena, am 15. Juni

Krause, Herta, geb. **Nowak**, aus Grünlanden, Kreis Ortelsburg, jetzt Rotthauser Markt 7, 45884 Gelsenkirchen, am 12. Juni

Laleike, Johanna-Frie, geb. **Loyall**, aus Reinkental, Kreis Treuburg, jetzt Zuschlag 12, 32429 Minden, am 13. Juni

Müller, Alfred, aus Gauleden, Kreis Wehlau, jetzt Birkenweg 7, 23769 Bannesdorf aus Fehmarn, am 14. Juni

Müller, Hildegard, geb. **Jonescheit**, aus Wolfsberg, Kreis Elchniederung, jetzt Jahnstraße 9, 58675 Hemer, am 15. Juni

Proksch, Ilse, geb. **von Frantzius**, aus Langendorf, Podollen, Kreis Wehlau, jetzt Weinbergstraße 71, 1190 Wien, am 10. Juni

Pruß, Hildegard, aus Eichensee, Kreis Lyck, jetzt Koolbarg 41 C, 22117 Hamburg, am 12. Juni

Royla, Günter, aus Treuburg, jetzt Im Haferfeld 14, 59174 Kamen, am 15. Juni

Salzmann, Käthe, geb. **Wedler**, aus Adlig Linkuhnen, Kreis Elchniederung, jetzt Aámannstraße 39, 12587 Berlin, am 10. Juni

Schalwat, Heinz, aus Tilsit, jetzt August-Bebel-Straße 38, 06217 Merseburg, am 3. Juni

Schiborr, Anne, aus Tilsit, jetzt Gravelottestraße 101, 28211 Bremen, am 10. Juni

Schmidt, Hedi, geb. **Gudzus**, aus Kalkhof, Kreis Treuburg, jetzt 164er Ring 20, 31785 Hameln, am 11. Juni

Schneider, Rudolf, aus Eichhagen, Kreis Ebenrode, jetzt Berliner Platz 12, 40789 Monheim, am 14. Juni

Seth, Leo, aus Korschen, Kreis Rastenburg, jetzt Jupiterweg 50, 45770 Marl, am 11. Juni

Skrandzewski, Willi, aus Damerau, Kreis Ebenrode, jetzt Von-Borke-Straße 32, 31275 Lehrte, am 4. Juni

Stankewitz, Auguste, aus Vierbrücken, Kreis Lyck, jetzt Chausseestraße 81, OT Deutsch Wusterhausen, 15711 Königs Wusterhausen, am 15. Juni

Steffens, Reinhold, aus Groß Lasken, Kreis Lyck, jetzt Lübekker Straße 18 A, 22941 Bargteheide, am 15. Juni

Streicher, Margarete, geb. **Kubat**, aus Alt Seckenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Riwka-Herszberg-Stieg 9, 22457 Hamburg, am 11. Juni

Tulowitzki, Hilde, aus Neufließ, Kreis Ortelsburg, jetzt Thingplatz 8, 34346 Hannoversch Münden, am 11. Juni

Zimmermann, Margarete, geb. **Mertinkus**, aus Kastaunen, Kreis Elchniederung, jetzt Rathausstraße 5/7, 58239 Schwerte, am 11. Juni

ZUM 80. GEBURTSTAG

Becker, Charlotte, geb. **Oneßeit**, aus Pregelswalde, Kreis Wehlau, jetzt Kiebitzring 41, 26919 Brake, am 11. Juni

Berger, Klaus, aus Mensguth, Kreis Ortelsburg, jetzt Hegerskamp 134, 48155 Münster, am 15. Juni

Danielzik, Edith, geb. **Adamzik**, aus Gutenborn, Kreis Lyck, jetzt Finefrau 2, 45899 Gelsenkirchen, am 9. Juni

Debbert, Erika, geb. **Seidenberg**, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Hoestenhofweg 1, 47807 Krefeld, am 15. Juni

Dechank, Gertrud, geb. **Schulz**, aus Wartenfeld, Kreis Elchniederung, jetzt Ellerbruchstraße 92, 46284 Dorsten, am 14. Juni

Ehrhardt, Martin, aus Lyck, jetzt Theodor-Heuss-Straße 28 A, 30952 Ronnenberg, am 13. Juni

Endrullat, Christel, geb. **Endrullat**, aus Grünhausen, Kreis Elchniederung, jetzt Im Reite 9, 31832 Springe, am 9. Juni

Finkhäuser, Walter, aus Halldorf, Kreis Treuburg, jetzt Hauptstraße 1, Haus-Diakonie, 21775 Ihlienworth, am 15. Juni

Fischer, Bruno, aus Zimmerbude, Kreis Samland, jetzt Krönenbarg 27, 21077 Hamburg, am 10. Juni

Gelindemann, Brigitte, geb. **Schiemann**, aus Ortelsburg, jetzt Clara-Zetkin-Straße 12, 18069 Rostock, am 9. Juni

Hanke, Brigitte, geb. **Majewski**, aus Ortelsburg, jetzt Neue Straße 5, 26384 Wilhelmshaven, am 13. Juni

Heße, Elfriede, geb. **Wieczorrek**, aus Reinkental, Kreis Treuburg, jetzt Paradestraße 45, 42107 Wuppertal, am 12. Juni

Kass, Hildegard, aus Korschen, Kreis Rastenburg, jetzt Stöcklenstraße 18, 73072 Donzdorf, am 11. Juni

Kalinowski, Johannes, aus Winsken, Kreis Neidenburg, jetzt Kemnader Straße 351, 44797 Bochum, am 15. Juni

Karsten, Joachim, aus Ortelsburg, jetzt Brückenstraße 33, 25840 Friedrichstadt, am 14. Juni

Katzmarski, Lothar, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Gottfried-Keller-Straße 84, 22848 Norderstedt, am 11. Juni

Kositzki, Robert, aus Braynicken, Kreis Neidenburg, jetzt In den Riedwiesen, 74564 Crailsheim, am 9. Juni

Kossmann, Dietrich, aus Ortelsburg, jetzt Bärenweg 28, 76149 Karlsruhe, am 10. Juni

Krauskopf, Horst, aus Groß Hoppenbruch, Kreis Heiligenbeil, jetzt Moorburg 20, 25566 Lägerdorf, am 15. Juni

Krueger, Werner, aus Lötzen, jetzt Süderstraße 31, 25938 Wyk auf Föhr, am 15. Juni

Leitholdt, Eleonore, geb. **Waasner**, aus Groß Marienwalde, Kreis Elchniederung, jetzt Bornshain 42, 04603 Saara, am 9. Juni

Lenhard, Hella, geb. **Podzus**, aus Fischhausen, jetzt Witzlebenstraße 4, 28327 Bremen, am 9. Juni

Masberg, Erna, geb. **Schröder**, aus Berningen, Kreis Ebenrode, jetzt Am Wiebach 18, 50189 Elsdorf, am 11. Juni

Maxin, Waltraut, geb. **Diekmann**, aus Klein Muckenhausen, Kreis Neidenburg, jetzt Schaperstraße 7, 38272 Burgdorf, am 14. Juni

Moneta, Dr. Erich, aus Aulacken, Kreis Lyck, jetzt Hauptstraße 40, 73547 Lorch, am 13. Juni

Neumann, Dorothea, geb. **Scheffrahn**, aus Unter Plehnen, Kreis Rastenburg, jetzt Hegelstraße 11, 47447 Moers, am 14. Juni

Nischik, Gerda, geb. **Unger**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Drei Kronen 7, 31311 Uetze, am 4. Juni

Olschewski, Liesbeth, geb. **Grudzinski**, aus Großalbrechtsort, Kreis Ortelsburg, jetzt Kahlcker 15, 47228 Duisburg, am 13. Juni

Pawel, Anni, geb. **Kappes**, aus Lenzendorf, Kreis Lyck, jetzt Bonner Straße 187, 53773 Hennef, am 10. Juni

Schimmelpfennig, Walter, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Bierrain 46, 06116 Halle / Saale, am 15. Juni

Scholtissek, Ursula, geb. **Gudat**, aus Stadtfelde, Kreis Ebenrode, jetzt Saarstraße 6, 55283 Nierstein, am 14. Juni

Schulte, Lisa, geb. **Kriszat**, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Piusallee 184 A, 48147 Münster, am 11. Juni

Schwanengel, Edith, geb. **Schirwa**, aus Garbassen, Kreis Treuburg, jetzt Hauptstraße 43, 99955 Haussömmern, am 9. Juni

Sperber, Erich, aus Kussenberg, Kreis Elchniederung, jetzt Banzauer Straße 6, 29468 Bergen / Dumme, am 11. Juni

Stanzick, Hertha, geb. **Stanzick**, aus Antonswiese, Kreis Elchniederung, jetzt Rosa-Luxemburg-Straße 35, 04509 Delitzsch, am 14. Juni

Timm, Ruth, geb. **Kapeller**, aus Schützenort, Kreis Ebenrode, jetzt Süderstraße 54, 25704 Meldorf, am 14. Juni

Todzi, Hildegard, geb. **Trzaska**, aus Ortelsburg, jetzt Carl-Zimmermann-Straße 28, 67373 Dudenhofen, am 10. Juni

Vogelgesang, Herbert, aus Brittanien, Kreis Elchniederung, jetzt Siedlerstraße 2, 91083 Baiersdorf, am 12. Juni

Wersenger, Dr. Harry, aus Kleinstangenwald, Kreis Gumbinnen, jetzt Breitscheidstraße 20, 16556 Borgsdorf, am 15. Juni

Wolff, Inge, geb. **Burchardt**, aus Neidenburg, jetzt Strandstraße 4, 17213 Malcow, am 11. Juni



Masuch, Helmut, und Frau Hildegard, geb. **Baymann**, aus Seenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Leinestraße 36, 31008 Elze, am 12. Juni

»Wir gratulieren« auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Ostheim – Sommerakademie Sticken

Das Ostheim führt auch dieses Jahr wieder eine Sommerakademie-Sticken in Bad Pyrmont durch. Für alle Interessierten werden die Techniken Hardanger-, Hohlsaum-, Ajour-, Weiß- und Schwarzsticken einschließlich Nadelspitzen von einer ausgebildeten Seminarleiterin zum Erlernen oder Vertiefen angeboten. Das siebentägige Seminar beginnt am Montag, 21. Juli, 15 Uhr, mit der Einführung und endet am Montag, 28. Juli 2008 nach dem Mittagessen (12 Uhr).

Der Komplettpreis für dieses Seminar beträgt 376 Euro im Doppelzimmer, 418 Euro im Einzelzimmer und beinhaltet Vollpension, die Seminargebühr (ohne Material) und die Tagungskurkarte für sieben Tage.

Notwendige Materialien können zu dem Seminar bei der Seminarleiterin vor Ort erworben werden.

Die Jugendbildungs- und Tagungsstätte Ostheim liegt direkt in der Kurzone von Bad Pyrmont, wenige Minuten vom Kurpark und dem Schloß mit seinen wiedererrichteten Wehranlagen, entfernt. Direkt gegenüber dem Haus befinden sich das Hallenwellen- und Freibad und ein öffentlicher, kostenloser Parkplatz. Die Zimmer haben fließend Wasser warm / kalt, teilweise Balkon. Die modernen Sanitäreinrichtungen befinden sich auf den Etagenfluren.

Die Anmeldeunterlagen fordern Sie bitte an: Ostheim – Jugendbildungs- und Tagungsstätte, Parkstraße 14, 31812 Bad Pyrmont, Telefon (0 52 81) 9 36 10, Fax (0 52 81) 93 61 11, Internet: www.ostheim-pyrmont.de, E-Mail: info@ostheim-pyrmont.de

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 7. Juni, 20.10 Uhr, n-tv: Operation D-Day.

Sonnabend, 7. Juni, 21.10 Uhr, n-tv: Operation D-Day.

Sonntag, 8. Juni, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Montag, 9. Juni, 20.15 Uhr, 3sat: Verschollen in Ostpreußen – Der lange Weg der „Wolfskinder".

Montag, 9. Juni, 20.15 Uhr, RBB: Auf der Kurischen Nehrung.

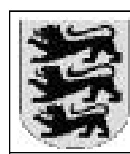
Mittwoch, 11. Juni, 21 Uhr, Arte: er wollte kein Sklave sein – Jack Johnson, erster schwarzer Box-Schwergewichtsweltmeister.

Donnerstag, 12. Juni, 20.15 Uhr, NDR: Länder – Menschen – Abenteuer: Von Königsberg bis zur Memel (1/2).

Donnerstag, 12. Juni, 22.05 Uhr, N24: Hitlers Berlin.

Donnerstag, 12. Juni, 22.45 Uhr, ARD: Hitler & Mussolini – Eine brutale Freundschaft.

Landsmannschaftliche Arbeit Landesgruppen



Baden-Württemberg

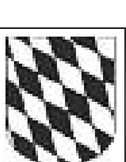
Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Buchen – Sonnabend, 21. Juni, 14 Uhr, Sommerausflug der Gruppe nach Hettigenbeuern. Der dortige Ortsvorsteher Günther Müller wird über die Geschichte des Ortes berichten. Anschließend Kaffee-Einkehr inmitten landschaftlicher Idylle. Gemeinsame Abfahrt zum Ausflug in Hainstadt und Buchen um 14 Uhr (Musterplatz / Edeka).

Heilbronn – „Deutsch ist die Saar" lautet es in einem bekannten Lied, dies wollten die Mitglieder der Gruppe an der Saarschleife überzeugen. Über die Autobahn vorbei an Hockenheim und Saarlouis erreichte der Bus pünktlich das Landhotel Saarschleife in Mettlach-Orscholz. Auf einem Waldweg, begrenzt von Waldmeister und Anemonen, ging es nach dem Mittagessen direkt hinter dem Hotel hoch zu einem Aussichtspunkt. Von dort sah man, wie die bewaldeten Bergrücken einen großen Bogen um die Saar bilden. Beeindruckt von der Großartigkeit der Natur, und als Beweis, daß man dort war, wurde die Reisegruppe (zu der auch Pommern und Sudetendeutsche gehörten) im Bilde festgehalten. Nach einer kurzen Busfahrt standen die Teilnehmer vor dem prächtigen Barockbau der Alten Abtei in Mettlach, dem Sitz der Firma Villeroy & Boch. Ein Besuch deren Museums, welches zu Recht Erlebniszentrum genannt wird, stand auf dem Programm. Vieles gab es zu bewundern. Nicht nur hervorragend gestaltete Porzellan-Services, in aktuellen und früheren Ausführungen, die in passendem Rahmen präsentiert werden (zum Beispiel einen Hochzeitsgesellschaftstisch mit lebensgroßen weißen Gipsfiguren und stilecht gedeckter Tafel), sondern auch der bebilderte und beschriebene „Mythos-Titanic", das luxuriöse Ritz-Restaurant mit teuren Villeroy & Boch-Gedecken. Das Märchenhafte Museums-Café mit seinen handgemalten Wandfliesen und ebensolchen Fliesen an der langen Theke in hellblau / gelbe-beige gehalten, überrascht den Besucher. Die 260jährige Firmengeschichte wird in einem Video gezeigt, in dem Peter Ustinov als Moderator fungiert. Das Traditionsunternehmen befindet sich nun schon in der achten Generation im Familienbesitz. Außer modern gestaltetem Porzellan hat Villeroy & Boch auch eine Mosaikproduktion und stellt Keramik für Bad und Küche her. Im „Outlet-Center" nebenan deckten sich einige Mitreisenden mit Schnäppchen ein. Für die Kaffeepause wurde die Gruppe in Kaiserslautern schon im Glaspavillon des Cafés Urban erwartet. Eisbecher und köstliche Kuchen versüßten den Abschied aus dem Saarland. Dem Organisator Heinz Dombrowski sei Dank gesagt, daß die „Heilbronner" wieder einen anderen Landesteil Deutschlands kennenlernen konnten.

Stuttgart – Mittwoch, 11. Juni, 13.30 Uhr, Besuch des „Blühenden Barocks" in Ludwigsburg. Fahrt mit der S-Bahn ab Stuttgart Hauptbahnhof mit der S4 oder S5. Treffpunkt ab 13.15 Uhr in der Klett-Passage vor dem Abgang zur S-Bahn. Bitte bei Urbat anmelden bis 5. Juni, Telefon (07 11) 72 35 80, Lüttich, Telefon (07 11) 85 40 93, oder Okun, Telefon (07 11) 4 89 88 79. – Dienstag, 17. Juni, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Haus der Heimat, kleiner Saal. Mit heimatlichen Geschichten, Liedern und Gedichten wird an „Johanni" gedacht. Das Programm wurde von Frau Lüttich und Frau Bessel zusammengestellt.

Ulm / Neu-Ulm – Donnerstag, 12. Juni, 13 Uhr, Treffen der Frauengruppe am Hauptbahnhof Ulm. Fahrt nach Blaubeuren.



Bayern

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Augsburg – Mittwoch, 11. Juni, 9 Uhr, Treffen der Frauengruppe am Hauptbahnhof. Von dort Fahrt nach Neu-Ulm zur Landesgartenschau.

Bamberg – Mittwoch, 18. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in der Gaststätte Tambosi, Promenade, Bamberg.

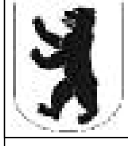
Ingolstadt – Sonntag, 15. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Gasthaus Bonschab, Münchner Straße 8, Ingolstadt.

Kitzingen – Freitag, 20. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im „Deutschen Kaiser". Richard Konrad hält einen Vortrag: „Die Aufgaben des Senioren- und Behindertenbeirates der Stadt Kitzingen".

Landshut – Dienstag, 17. Juni, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Biergarten der „Insel".

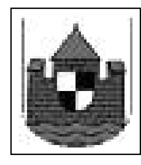
Memmingen – Mittwoch, 18. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Weißes Roß.

Weißenburg-Gunzenhausen – Sonnabend, 14. Juni, 11 Uhr, Treffen der Gruppe. Es gibt eine Führung durch die Spitalkirche der fränkischen Hohenzollern in Gunzenhausen durch Studiendirektor Roland Bauknecht. Anschließend findet ein Orgelkonzert von Kirchenmusikdirektor Alexander Serr statt. Danach gibt es im „Adlerbräu" ein gemeinsames Mittagessen.

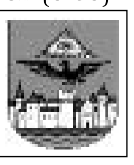


Berlin

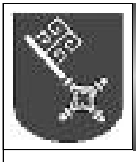
Vorsitzender: Rüdiger Jakesch, Geschäftsstelle: Stresemannstraße 90, 10963 Berlin, Zimmer 440, Telefon (0 30) 2 54 73 43 Geschäftszeit: Donnerstag von 13 Uhr bis 16 Uhr Außerhalb der Geschäftszeit: Marianne Becker, Telefon (0 30) 7 71 23 54



Tilsit-Stadt – Sonnabend, 21. Juni, 15 Uhr, Treffen im Ratskeller Charlottenburg, Otto-Suhr-Allee 102, 10585 Berlin. Anfragen: Heinz-Günther Meyer, Telefon (0 30) 2 75 18 25.



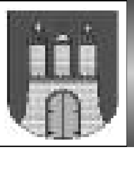
Tilsit-Ragnit – Sonnabend, 21. Juni, 15 Uhr, Treffen im Ratskeller Charlottenburg, Otto-Suhr-Allee 102, 10585 Berlin. Anfragen: Emil Drockner, Telefon (0 30) 8 15 45 64.



Bremen

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremen – Dienstag, 10. Juni, 14 Uhr, Treffen der Wandergruppe beim Roten Turm auf der Domsheide. Auskünfte und Kontakt bei Frau Kunz, Telefon 47 18 74. – Mittwoch, 11. Juni, 18 Uhr, Vortrag: „Erich Koch und die nationalsozialistische Macht" im Wall-Saal der Zentralbibliothek Bremen, Am Wall 201, 28195 Bremen. Eintritt 5 Euro, Mitglieder 3 Euro. Die Referenten Dr. Christian Rohrer und Dr. Ralf Meindl haben über diesen Themenkomplex geforscht und dazu in den Jahren 2005 und 2006 promoviert. Erich Koch ist der Name eines Mannes, der keinen Ostpreußen unberührt läßt. Das wird auch so bleiben, solange Betroffene leben, da er es war, der als Gauleiter in Ostpreußen das politische Wollen Adolf Hitlers umgesetzt hat und mit seiner Auffassung vom „Bollwerk Ostpreußen" das Land zum „NS-Mustergau" und jeden einzelnen Bewohner zur Geisel seines verbrecherischen Denkens machte. In vielen Erlebnisberichten von Mitgliedern klingt das immer wieder an, daß da ein Mensch war, Erich Koch, der viel Leid zu verantworten hatte und der schließlich selber nur daran dachte, seinen Haut zu retten. Was ihm zunächst auch gelungen war. Lange gab es niemanden, der das Leben, Wirken und Wollen Kochs intensiv untersucht und beschrieben hat, erst vor wenigen Jahren haben sich Historiker auch dieser Person angenommen und Aspekte herausgefunden, die noch viel bizarrer sind, als man es sich bis dahin ausmalen konnte. – Freitag, 13. Juni, 11 Uhr, Spargelessen im „Bollener Krug", Bollen / Weser. Dazu lädt die Frauengruppe alle Mitglieder und Freunde herzlich ein. Es gibt Suppe, Spargel, Schinken und Schnitzel satt sowie Nachtisch. Nach dem Essen besteht Gelegenheit zu einem Spaziergang an die Weser, in die Marsch oder auf dem Deich. Auch der Kaffeegarten steht zur Verfügung. Preis für Busfahrt (Abfahrt 11 Uhr ab ZOB, Breitenweg) und Essen: 30 Euro. Anmeldungen an Frau Richter, Telefon 40 55 15 oder der Geschäftsstelle. Parkstraße 4, 28209 Bremen, Telefon (04 21) 3 46 97 18, erbeten. Der Preis ist bei Anmeldung auf das Konto 125 26 919, BLZ: 290 501 01 (Sparkasse Bremen), zu überweisen.



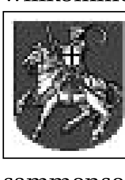
Hamburg

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Hans Günter Schattling, Helgolandstraße 27, 22846 Norderstedt, Telefon (0 40) 5 22 43 79

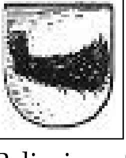
HEIMATKREISGRUPPE



Elchniederung – Mittwoch, 25. Juni, 15 Uhr, Sommertreff der Gruppe in den ETV-Stuben, Bundesstraße 96, Ecke Hohe Weide, Hamburg-Eimsbüttel (U-Bahnstation Christuskirche). Nach dem Kaffee soll in gemütlicher Runde mit Musik, Vorträgen und frohen Liedern an die Frühsommerzeit in der Heimat erinnert werden. Eintritt 2 Euro. Freunde und Gäste sind herzlich willkommen.



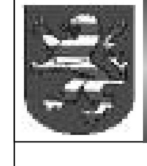
Osterode – Sonnabend, 14. Juni, 15 Uhr, Jahreshauptversammlung mit gemütlichem Beisammensein im Restaurant Rosengarten, Alsterdorfer Straße 562, Hamburg-Ohlsdorf. Ansprechpartner: Günter Stanke, Dorfstraße 40, 22889 Tangstedt.



Sensburg – Sonntag, 8. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zum gemütlichen Beisammensein im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Gäste sind herzlich willkommen.

BEZIRKSGRUPPEN

Hamburg / Billstedt – Dienstag, 3. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Ärztehaus, Restaurant, Möllner Landstraße 27, 22111 Hamburg. Gäste willkommen. Anmeldung bei Amelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.



Hessen

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Bergstraße – Sonntag, 29. Juni, 11 Uhr, Sommerfest im Haus des Geflügelzuchtvereins Reichenbach. Zum Mittagessen gibt es Prager Schinken und verschiedene Salate, Kaffee und Kuchen. Um Kuchenspenden wird gebeten.

Darmstadt – Sonnabend, 14. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Luise-Büchner-Haus / Bürgerhaus am See, Grundstraße 10 (EKZ), Darmstadt. Nach der Kaffeetafel hält Dieter Leitner einen Vortrag über die Beziehungen zwischen Wilhelm Busch und Arthur Schopenhauer.

Gelnhausen – Dienstag, 17. Juni, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im „Bierbrunnen", Brentano Straße 1, Gelnhausen. – Noch erfüllt von den grandiosen Erlebnissen auf dem Deutschlandtreffen, kam die Gruppe zur monatlichen Plachanderstunde im Bierbrunnen zusammen. Aufschlußreich hatte man zu berichten, denen, die nicht dabei sein konnten. Ein besonderes Ereignis wurde frohen Herzens gefeiert, es war der 80. Geburtstag der Vorsitzenden Margot Noll. Mit 80 Jahren steht sie in der Blüte ihrer Schaffenskraft und so hatte sie diese Feier ausgerichtet. Mit kulinarischen Genüssen, wie sie bei Ostpreußen üblich sind. Die anwesenden „Plachandertanten und -onkel" erfreuten die Vorsitzende mit Gedichten und Liedern, wobei Dora Stark, mit ihrem angeborenen Talent für Humor, dominierte. Elisabeth Kröhne trug mit einem Beitrag über Hermann Löns, dessen unvergeßliches Liedgut und Literatur, zum Gelingen dieser Geburtstagsfeier bei.

Wiesbaden – Sonnabend, 21. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Heimat, großer Saal, Friedrichstraße 35. Unter dem Motto: „Heut'st der schönste Tag ..." findet ein vergnüglicher Nachmittag mit beschwingten Melodien rund um Wien statt. Es singen Helga Milkereit und Karl-Heinz Ohnhaus unter musikalischer Begleitung von Horst Wilhelm am Klavier. Zuvor ist Zeit für Unterhaltung bei Kaffee und Wiener Kuchen. – Bei der letzten Zusammenkunft hielt Heinz-Jürgen Hauzel, Redaktionsleiter des Wiesbadener Tagblatts, einen Vortrag über seine ganz persönlichen Eindrücke und Gefühle bei seinen Reisen durch Ostpreußen. Obwohl 1954 in Wiesbaden geboren, kam er schon früh durch Erzählungen seiner Königsberger Mutter, durch Bildbände und die paar herübergeretteten Schwarz-Weiß-Fotos mit Ostpreußen in Verbindung. Und so machte er sich erstmals in den 90er Jahren mit einer kleinen Reisegruppe auf den Weg, dieses Land wiederzuentdecken – denn als eine Art Wiederentdeckung beschrieb es Heinz-Jürgen Hauzel auch für sich, obwohl er zuvor noch nie dort gewesen war. Doch seine innere Beziehung und emotionale Bindung spürte er deutlich, als er sich dem Land zu nähern begann. Was Hauzel erzählte, kam spürbar direkt aus dem Herzen. Die Stimmung und Faszination, die dieses Land ausstrahlt, unterstrichen auch seine Bilder mit typisch ostpreußischen Motiven vom einsamen, weiten Strand der Kurischen Nehrung, von Kurenkähnen mit ihren kunstvoll gestalteten Wimpeln, von Storchennestern in schwindelnder Höhe, schnatternden Gänsen, wilden Lupinen, den dort so verbreiteten roten Backsteinbauten – auf der anderen Seite auch von verfallenden Häusern, Kirchen, Plattenbauten und maroden Gleisanlagen. Auch eindrucksvolle Ansichten aus Königsberg, einer Stadt mit „vernarbtem Gesicht", „einem Mahnmal gegen den Wahnsinn des Krieges", waren dabei Motive, die er auf seinen mittlerweile zahlreichen Reisen entdeckt hat. Man könne in diesem Land wie fast nirgendwo sonst zur Ruhe und zur Besinnung kommen, die Hektik vergessen, sein Leben dadurch neu ordnen, meinte der Referent mit ostpreußischen Wurzeln. Es zieht ihn immer wieder in die Heimat seiner Familie – und immer wieder habe die Landschaft diese Wirkung, bekannte er in einer anderthalbstündigen Liebeserklärung an Ostpreußen. Sein Fazit: Heimat kann man nicht verlieren – man kann eine dazugewinnen. Man kann sich an mehreren Orten zuhause fühlen, und je mehr Orte es sind, umso glücklicher darf man sich schätzen. Dieter Schetat wies darauf hin, daß die Gruppe regelmäßig Reisen nach Ostpreußen organisiert, das nächste Mal bereits in diesem Sommer.



Niedersachsen

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Helmstedt – Donnerstag, 12. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Parkhotel Albrechtstraße 1, 38350 Helmstedt. Nähere Auskünfte erteilt Helga Anders, Telefon (0 53 51) 91 11.

Hildesheim – Donnerstag, 12. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Ratskeller", Markt 1, Hildesheim. Es gibt einen Bericht über das Deutschlandtreffen in Berlin. Außerdem werden ostpreußische Redewendungen und Sprichwörter vorgetragen.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

Veranstaltungskalender der LO

Jahr 2008

2. August: Ostpreußisches Sommerfest in Osterode (Ostpreußen.)
26. bis 28. September: Geschichtsseminar in Bad Pyrmont
10. bis 12. Oktober: 6. Kommunalpolitischer Kongreß in Allenstein
13. bis 19. Oktober: 54. Werkwoche in Bad Pyrmont
24. bis 26. Oktober: Seminar der Schriftleiter in Bad Pyrmont
8. / 9. November: Ostpreußische Landesvertretung in Bad Pyrmont
3. bis 7. November: Kulturhistorisches Seminar in Bad Pyrmont

Jahr 2009

7. / 8. März: Arbeitstagung der Kreisvertreter in Bad Pyrmont
25. / 26. April: Arbeitstagung Deutsche Vereine südliches Ostpreußen
1. August: Sommerfest der Deutschen Vereine in Hohenstein

Nähere Auskünfte erteilt die Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Ostpreußen, Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26. Auf die einzelnen Veranstaltungen wird in der *PAZ / Das Ostpreußenblatt* noch gesondert hingewiesen (Änderungen vorbehalten).

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung von Seite 18

Osnabrück – Dienstag, 17. Juni, 16.45 Uhr, Kegeln im Hotel Ibis.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Landesgruppe – Sonntag, 13. Juli, 11 Uhr, Kulturveranstaltung der Landesgruppe auf Schloß Burg, Solingen, auf der Freifläche vor der Gedenkstätte des Deutschen Ostens. Die Kundgebung beginnt um 14 Uhr.

Bad Godesberg – Die Vorsitzende der Landsmannschaft freute sich mehr als 100 Mitglieder und Freunde der Landsmannschaft zum Maifest begrüßen zu können. In Ihrer Begrüßungsansprache ging sie auf das Mai-Brauchtum ein. Der Mai, der seinen Namen von der Göttin Maya, einer Fruchtbarkeitsgöttin bekam, ist ein ganz besonderer Monat, der viele Beinamen trägt: Wonnemonat, Freudenmonat, Blütenmonat, Marienmonat und nicht zuletzt auch Liebesmonat. Auch sind einige Feiertage im Mai zu begehen: 1. Mai ist der Tag der Arbeit, 4. Mai ist der Tag des Heiligen Florians, 2. Sonntag im Mai ist Muttertag, Christi Himmelfahrt (Vatertag), Pfingsten, Fronleichnamsfest. Auch politisch und wissenschaftlich ist der Monat von Bedeutung: Am 3. Mai 1957 verabschiedete der Deutsche Bundestag das Gesetz zur Gleichberechtigung der Geschlechter. Am 5. Mai 1955 erhielt die Bundesrepublik laut der Pariser Verträge ihre Souveränität zurück. Am 7. Mai 1948 nahmen 750 Delegierte in Den Haag am ersten Europa-Kongreß der Nachkriegszeit teil. Am 8. Mai 1945 endete der Zweite Weltkrieg, Am 14. Mai 1948 proklamierte David Ben Gurion – nach dem Ende des britischen Mandats – die Unabhängigkeit des neuen Staates Israel. Am 17. Mai 1954 wurde nach langen Auseinandersetzungen die Rassentrennung an Schulen in den USA aufgehoben. Am 21. Mai 1927 überquerte Charles Lindbergh als erster Mensch im Nonstop-Flug den Atlantik. Am 23. Mai 1949 verkündete Konrad Adenauer das Grundgesetz für die BRD. Am 29. Mai 1953 bestiegen als erstes Team Edmund Hillary und der einheimische Bergsteiger Tenzing Norgay den Mount Everest. Nun begann das Maifest mit einigen von allen Besuchern gesungenen Mailiedern. Danach gab es einen lustigen Vortrag über den Mai von Giselheid Orlt, Engelbert und seine 5 Sangesfreunde gaben ein lustiges Mai-Potpourri zum Besten. Die Tanzmäuse aus Oberbachem führten wunderschöne Tänze vor. Der Sketch „Heinerich" von Gisela und Diethelm Noll erntete großen Beifall. Die KG „Löstige Geselle" unter der Leitung der Präsidentin des Damenkomitees Heike Scheel brachten in wunderschönen Kostümen einige Tänze aufs Parkett. Aus den eigenen Reihen wurden dann noch einige Mundartgedichte aus Ostpreußen vorgetragen. Edeltraud Bayer und Eva-Maria Glanz sangen im Duo einige Mailieder. Am Ende der Veranstaltung wurde durch Losentscheid die Maikönigin ermittelt. In diesem Jahr war die Glückliche Hannelore Führer. Sie wurde durch den letztjährigen Kaiser der St. Quirinusschützen Horst Sieben mit einem Maikranz gekrönt. Die musikalische Begleitung wurde von Rolf Öttgen und Karl-Heinz übernommen.

Dortmund – Montag, 16. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in den ostdeutschen Heimatstuben, Landgrafenschule, Ecke Märkische Straße.

Düsseldorf – Dienstag, 17. Juni, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe mit Agnes Neumann und Ursula Schubert, Ostpreußenzimmer 412, GHH. – Dienstag, 17. Juni, 15 Uhr, unter dem Motto „Wege nach Düsseldorf" stellen Schülerinnen ihre Familiengeschichte vor, Konferenzraum, GHH. – Mittwoch, 18. Juni, 19 Uhr, Vortrag und Dokumentarfilm von Heinz Schön „Der Untergang der Wilhelm Gustloff, Eichendorff-Saal, GHH.

Ennepetal – Donnerstag, 19. Juni, 18 Uhr, Treffen der Gruppe in der Heimatstube.

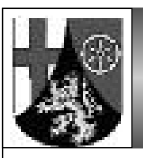
Essen – Freitag, 20. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Stammlokal Stern Quelle, Schäferstraße 17, 45128 Essen, in der Nähe des RWE-Turmes. Verwandte, Freunde und Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt unter Telefon (02 01) 62 62 71.

Gütersloh – Montag, 9. Juni, 15 Uhr, Treffen Ostpreußischer Singkreis in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Kontakt: Ursula Witt, Telefon 3 73 43. – Dienstag, 10. Juni, 15 Uhr, Treffen der Ostpreußischen Mundharmonika-Gruppe in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Kontakt: Bruno Wendig, Telefon 5 69 33.

Hagen – Sonnabend, 21. Juni, Sommerausflug der Gruppe. Die Fahrt geht an die Weser und dort wird eine Dampferfahrt mit Grillfrühstück auf dem Schiff unternommen. Es sind noch Plätze frei.

Leverkusen – Sonnabend, 21. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus Ratibor, Küpperssteger Straße 56. Zusammen mit Familien und Freunden wird das traditionelle Sommerfest gefeiert, Geboten werden: gemeinsame Kaffeetafel, Wettbewerbsspiele (Darts, Glücksrad, Taubenschießen, Hufeisenwerfen und Torwandschießen). Die Solisten sowie die Laiengruppe bereiten ein schönes, kulturelles Programm vor. Eine Getränkebar mit moderaten Preisen wird eingerichtet und wie Abendessen vorbereitet. Verzehrpreis 4 Euro, Kinder bis zwölf Jahre kostenfrei. Ganz herzlich wird um Kuchenspenden gebeten, dieser wir zu kleinen Preisen veräußert. Der Erlös wird für die Weihnachtsfeier eingesetzt, damit die Gruppe allen Gästen, vor allem den Kindern, eine Freude gemacht werden kann. Nähere Informationen bei Frau Pelka, Telefon (02 14) 9 57 63. – Die Gruppe feierte ihr traditionelles, heimatbezogenes Blumenfest im Bergischen Land. Ein sehr fröhliches, abwechslungsreiches Programm begeisterte die 120 Mitglieder und Gäste. Beteiligt waren: Der Chor Heimatmelodie (Leitung Max Murawaki) und dessen Solisten Hedwig Zentek und Werner Schröder, die Tanzgruppe „Die flotten Marjellchen und Bowkes" (Leitung Christa Mehlmann), der Laiengruppe mit Hedwig Zentek und Else Huget, der Blumenmädchen Hedwig Zentek und Christa Mehlmann (verantwortlich für die Durchführung der Neuwahl der Blumenkönigin). Die neue Königin für das gesamte Jahr heißt Ursula Hinzmann. Sie übernahm Krone und Zepter von Margot Nußbaum. Das Programm mit schönen Frühlingsliedern, schwungvollen Tänzen der Tanzgruppe, gekonntem Spiel der Laiengruppe zum Beispiel „Die Vogelhochzeit" in perfekter Verkleidung, schönen Gedichten, war so schön, daß die Gäste nicht heimfahren wollten. Der Vorstand bedankt sich ganz herzlich für die rege Beteiligung und allen Künstlern für ihre so perfekte Vorbereitung und Durchführung.

Mühlhausen – Sonnabend, 14. Juni, 10 Uhr, Ermlandtreffen mit der Feier der Heiligen Messe, Bonifatiuskirche, Blobach 5, mit Pfarrer Hermann Bittner. Die Möglichkeit zum Mittagessen besteht ab 11.30 Uhr in der Gaststätte Antonius Mühle, Am Frauentor 7. Gegen 14 Uhr trifft man sich im „Liborius-Wagner-Haus", Waidstraße 26 (neben der Pfarrkirche St. Josef) zu einem Vortrag von Manfred Thiele. Anschließend gemeinsame Kaffeetafel. Zum Abschluß des Treffens besucht man noch die Ausstellung „Franziskaner in Thüringen", die in der Kornmarktkirche gezeigt wird.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Mainz – Donnerstag, 19. Juni. 15 Uhr, Treffen der Gruppe vor dem Haupteingang des Hauptbahnhofs Mainz. Eine Zugfahrt nach Bodenheim und Einkehr in eine Straußwirtschaft steht auf dem Programm.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 18. Juni, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im „Bestehornhaus", Hechnerstraße 6, 06449 Aschersleben.

Dessau – Montag, 16. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Singgruppe, Waldweg 14.

Halle – Sonnabend, 14. Juni, 14 Uhr, Treffen der Gruppe in der Begegnungsstätte der Volkssolidarität, Reilstraße 54. Es soll im Garten des Hauses gegrillt werden.

Magdeburg – Dienstag, 17. Juni, 15 Uhr, Bowling im Lemsdorfer Weg.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Mölln – Mittwoch, 11. Juni, 9.30 Uhr, Fahrt der Gruppe nach Dömitz an der Elbe. Der Bus fährt um 9.30 Uhr vom Bus-Betrieb Vokuhl ab und um 10 Uhr vom ZOB Mölln. Die Fahrtkosten betragen 15 Euro für Mitglieder und 25 für Nichtmitglieder. Anmeldungen sind an Bruno Schumacher, Telefon (0 45 42) 50 44, zu richten. – Ende Mai trafen sich die Mitglieder um einen Vortrag von Renate Wulff über eine im vergangenen Sommer unternommene Reise zu hören. Es handelte sich um eine Gemeinschaftsreise des Deutschen Camping-Clubs. Die erste Station war Stettin, wo man sich in der umfangreich restaurierten Stadt unter anderem die HakentErrasse und das Schloß ansah. Weiter ging es über Kolberg nach

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 21

»Hilfe für Euch«

Verkaufsausstellung von Handarbeiten

Bremen-Vegesack – Unter dem Titel „Rosenzeiten" findet eine Ausstellung im erlesenen Handarbeiten findet vom Sonnabend, 7. bis Sonntag, 15. Juni im Schloß Schönebeck, Bremen-Vegesack statt.

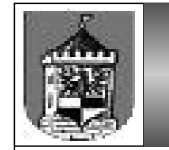
Die Handarbeiten wurden von Frauen in Ostpreußen gearbeitet, die damit versuchen, den Lebensunterhalt ihrer Familie zu bestreiten. Es gibt Gesticktes, Genähtes, Gestricktes und Gehäkeltes zu sehen, alles in bester Qualität und sorgfältigster Ausführung. Wohnaccessoires wie Decken und Kissen, Bänder und Läufer, Praktisches und Dekoratives für Küche und Bad, Nettes und Nützliches für die Reise, hochwertige Damen- und Kinderkleidung und nicht zuletzt Honig, Bärenfang und Bernstein aus Ostpreußen werden zum Kauf angeboten.

Das Thema „Rosen" beherrscht dieses Mal Handarbeiten und Dekoration. Die Arbeit der Arbeitsgemeinschaft „Hilfe für Euch", die seit 25 Jahren mehr als 350 Familien und tuberkulosekranke Kinder in Königsberg betreut, wird von allen Mitgliedern ehrenamtlich geleistet. Kontakt: Ulrike Madeya, Ripener Weg 19, 24109 Kiel, Telefon (04 31) 52 80 04.

Die Ausstellung ist geöffnet: Dienstag, Mittwoch und Sonnabend von 15 bis 17 Uhr, sowie Sonntag von 10 bis 12.30 und 15 bis 17 Uhr.

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben



ANGERBURG

Kreisvertreter: Kurt-Werner Sadowski. Geschäftsstelle und Archiv: Bärbel Lehmann, Telefon (0 42 61) 80 14, Am Schloßberg 6, 27356 Rotenburg (Wümme)

Ausstellung zur Luftfahrtgeschichte in Angerburg (Wegorzewo) – „Mit Windkraft und Propeller – Bilder aus Ostpreußens Luftfahrtgeschichte“,

so lautet der Titel einer Ausstellung im „Muzeum Kultury Ludowej“ (Volkskulturzentrum in Wegorzewo). 54 Text-Bildtafeln werden dort die Besucher informieren. Die Eröffnung der Ausstellung in Angerburg wird am Donnerstag, 12. Juni, 15 Uhr, stattfinden. Nach einer kurzen Ansprache der Direktorin des Museums, Krystyna Jarosz, wird Dr. Christoph Hinkelmann vom Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg in das Thema einführen. Um 16 Uhr soll ein musikalischer Höhepunkt die Eröffnungszeremonie beschließen. Die beteiligten Museen in Angerburg (Wegorzewo) und Lüneburg würden sich insbesondere über die Anwesenheit von Angerburgern und Interessierten an der Luftfahrtgeschichte Ostpreußens bei der Eröffnung freuen. Auch danach lohnt sich ein Besuch der Ausstellung im Volkskulturmuseum in Angerburg. Heimatreisende sind ebenfalls ganz herzlich zum Besuch der Ausstellung eingeladen.



GERDAUEN

Kreisvertreter: Arnold Schumacher, Hüttenstraße 6, 51766 Engelskirchen, OT Rümderoth, Telefon (0 22 63) 90 24 40. Gst.: Brigitte Havertz-Krüger, Büchelstr. 22, 42855 Remscheid, Tel. (0 21 91) 5 92 34 87 (ab 19 Uhr), Fax (0 32 22) 1 02 42 77, E-Mail: geschaeftsstelle@kreis-gerdauen.de

Dorftreffen Skandau, Sillginnen und Umgebung – Die Heimatfreunde aus Skandau, Sillginnen und Umgebung treffen sich vom 8. bis 10. September 2008 im Ostheim in Bad Pyrmont, Parkstraße 14. Da die Zahl der Teilnehmer aus den Orten Skandau und Sillginnen immer kleiner wird, würden wir uns freuen, wenn auch Heimatfreunde aus dem gesamten Kirchspiel Laggarben und den Nachbarorten Kröligkeim und Löwenstein teilnehmen. Die Organisation liegt wie bisher in den bewährten Händen von Bärbel und Alfred Baginski. Um einen Überblick über die Zahl der erwarteten Teilnehmer zu erhalten, wird um eine unverbindliche Anmeldung bis zum 30. Juni 2008 an Alfred Baginski, Rochusstraße 15, 32839 Steinheim, Telefon (0 52 33) 63 89, gebeten. Da leider nicht alle Landsleute die *Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt* beziehen, bitte auch diese informieren. Nach der Voranmeldung wird eine persönliche schriftliche Information mit Anmeldevordruck zugeschickt.



KÖNIGSBERG–STADT

Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Telefon (02 03) 2 83 21 51.

Fehlerteufel – In einer der letzten Ausgaben hat sich ein Fehler eingeschlichen. Natürlich handelt es sich um die Schulgemeinschaft der Haberberger Knaben- und Mädchen**mittel**schule. Kontakt: Adelheid Holz geb. Czyganowski, Philippstraße 4, 34127 Kassel.

Hindenburg-Oberrealschule – Zum nächsten Treffen lädt unsere Schulvereinigung vom 3. bis 5. Oktober 2008 nach Göttingen ein. Die Anmeldungen sollten bis spätestens 31. August direkt beim Hotel Rennschuh, Kasseler Landstraße 91, 37081 Göttingen, Telefon (05 51) 9 00 90, E-Mail: hotel@rennschuh.de erfolgen. Das freundliche Hotel liegt gut erreichbar im Westen Göttingens nahe der Autobahnausfahrt. Wir hoffen wieder auf eine so gute Teilnahme wie zu unserem letzten Treffen, zu dem sich 57 Ehemalige und Angehörige in Naumburg an der Saale zusammengefunden hatten. Dort wurde leider die Begrüßung am Freitagabend vom unerwarteten Tod von Günther Liedke überschattet, der mit für den erfolgreichen Verlauf unserer Treffen gesorgt und mit seinem Humor die Atmosphäre bestimmt hat. Neben dem seit vielen Jahren ausgeübten Amt als Kassenwart hatte er im Vorjahr auch weitgehend die Aufgaben des Vorsitzenden übernommen. Nachdem wir am Freitagabend schon in einem Diavortrag auf die Sehenswürdigkeiten Naumburgs eingestimmt worden waren, konnten wir diese bei der Stadtführung in zwei Gruppen am Sonnabendvormittag kennenlernen und insbesondere den Dom mit der berühmten „Uta“ und der neuen Schatzkammer besichtigen. Vollgestopft mit der Geschichte Naumburgs erreichten wir leicht ermüdet das Hotel. Jetzt mußte erst der Magen durch ein gutes Mittagessen gefüllt werden, nach der Desinfizierung durch einen „Pillkaller“. Nach längerer Beratung über die Fortsetzung unserer Schulvereinigung erklärte sich bei der Versammlung am Nachmittag erfreulicherweise Horst Köhn bereit, die Verwaltung der Finanzen zu übernehmen. Die weitere Vertretung unserer Gemeinschaft erfolgt mit verteilten Aufgaben durch Heinz Günther Sterz, Lothar Elias und Friedmund Melchert mit Beratung durch Fritz Masuhr. Alle waren erleichtert, daß wir weiter in Verbindung bleiben und hoffen, daß die Spendeneingänge zur Finanzierung künftiger Treffen und der beliebten HOK-Mitteilungen ausreichen werden. Der Abend verlief dann auch in einer weniger gespannten Atmosphäre, bei dezenter Musik und humorvollen Vorträgen von Fritz Masuhr, Rudolf Naumann sowie Gerhard Evers und seiner Frau. Der Abend endete in diesem Jahr etwas früher als sonst. Vielleicht lag es daran, daß wir schon wieder ein Jahr älter geworden sind. Am Sonntag fuhren

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 21

Er war einmalig in Europa

Der Pferdemarkt in Wehlau setzte Maßstäbe im Bereich des Viehmarkts

Prüfend schaute der grauhaarige Bauer der braunen Stute ins Gebiß, ging einmal um sie herum und musterte sie von allen Seiten, ehe er sich an den Geschäftspartner wandte:

„Ziemlich gut sieht die Kobbel ja aus. Was soll sie denn kosten?“
„Na, ich hab mir so gedacht ...“
„Ach, du grieses Katzchen – nei! Das ist zu teuer.“
„Also, weil du es bist, ich mach dir ein Angebot ...“
„Fuffzig weniger!“
„Und Magrietsch!“
„Einverstanden!“

Ein Handschlag besiegelte das Geschäft. Er war nicht weniger wert als der in anderen Wirtschaftskreisen übliche Kaufvertrag, und der „Magrietsch“, der landesübliche Zutrunk auf Kosten des Käufers, machte den Handel gewissermaßen rechtsgültig. So war das auf dem Wehlauer Pferdemarkt, dem größten in Europa, zu dem sogar Pferde aus Kanada gebracht wurden, weil die Preise hier günstiger waren als anderswo – und auch die heiratsfähigen Töchter, weil auch ihre Chancen hier größer waren als anderswo.

Seinen Ursprung hat der Wehlauer Pferdemarkt in der Ordenszeit. Als 1336 am Jakobustag im Juli die Wehlauer Kirche ihrer Bestimmung übergeben wurde, fand anläßlich der Kirchweih ein großer Jahrmarkt statt, zu dem die Bauern von nah und fern kamen, um ihre Produkte anzubieten. Und zu diesen Produkten gehörten auch damals schon Pferde. Seinen besonderen Charakter als Pferdemarkt hat der Jakobusmarkt nach alten Urkunden spätestens 1667 gewonnen, doch bereits Herzog Albrecht schenkte der Stadt 1561 ein Landstück vor dem Alletor, das bald den Namen Roßmarkt führte. 1857 betonte ein zeitgenössischer Chronist: „Wie der Königsberger Pferdemarkt die teuren und Luxuspferde liefert, so der Wehlauer die zur Wirtschaft erforderlichen. Der Wehlauer Markt wird daher meist von der mittleren Klasse besucht ...“ Zum Pferdemarkt von 1896 wurde eine Anzahl kanadischer Pferde nach Wehlau gebracht und einmal sogar die Rekordzahl von 22 000 Pferden erreicht, die in Wehlau zum Verkauf standen. 12 000 Pferde waren bei den Märkten vor 1914 keine Seltenheit, aber selbst 1937 noch wurde die gleiche Zahl registriert.

Pferdemarkt – im Zeitalter der Motorisierung kann man sich kaum noch vorstellen, wie das damals war. Schon wochenlang vorher setzten in Wehlau die Vorbereitungen ein, denn die Stadt wollte sich natürlich von ihrer besten Seite zeigen. Anfang Juli begann der große Zustrom von außerhalb, vor dem Ersten Weltkrieg auch über die Grenzen hinweg, aus Rußland, Litauen und Polen. Diese Pferde erkannte man leicht daran, daß sie hintereinander gebunden waren, immer an den Schweif des Vorderpferdes. Für jedes Pferd, das die Grenze überschritt, mußte der Verkäufer beim Zoll ein goldenes Zwanzigmarkstück hinterlegen und dem Pferd wurde dafür eine Plombe in die Mähne gedrückt. Auch aus der Provinz setzte der Zustrom ein, nach und nach füllten sich alle Ausspannmöglichkeiten bis zum letzten Platz. Meist kam der Besitzer mit seiner Frau und der ältesten noch unverheirateten Tochter, weil sich in Wehlau erfahrungsgemäß gute Heiratschancen boten. Die anderen Töchter mußten daheim bleiben, denn der Wagen durfte nicht zu schwer beladen sein, weil sich das wieder auf den Zustand der Pferde auswirkte und einen Verkauf erschweren konnte.

Begann dann der acht Tage währende Markt, so waren die 200 Hektar Fläche umfassenden Schanzenwiesen, auf denen er stattfand, voller Menschen und Pferde. Geschäftiges Leben und Treiben herrschte, am Rande und bis weit in die Straßen der Stadt hinein hatten Schausteller, Gastwirte und Händler ihre Buden und Zelte aufgestellt, und ohne besondere Reglementierung regelte sich alles wie von selbst: Jeweils für 40 bis 50 Pferde taten sich die Besitzer zusammen und schufen sich eine provisorische Vorführbahn, in der die Tiere in allen Gangarten vorgeführt und begutachtet werden konnten. Nicht immer ging der Handel schnell vor sich, oft wurde stundenlang um ein Pferd gerungen, denn ostpreußische Bauern sind nun einmal bedachtsam und gründlich in ihren Überlegungen und in nüchterner Wahrung des eigenen Vorteils. Nicht nur Reit- und Kutschpferde Trakehner Abstammung waren gefragt, sondern vor allem auch Arbeitspferde. Besonderes Interesse fanden vielfach die zähen kleinen Kunter, Bauernpferde ohne Stammbaum, die sich ausgezeichnet als Zugpferde in Bergwerken bewährten.



Der Ware tief ins Maul geschaut – da zeigte sich die wahre Qualität des Tieres. Foto: Archiv

Ein großer Teil der Pferde blieb natürlich in der Provinz, die seit altersher ein Pferdeland war, viele wurden aber auch ins Reich und manchmal bis zu 25 Prozent ins Ausland verkauft. In der großen Zeit des Wehlauer Marktes kam es vor, daß täglich bis zu 100 Waggons mir Pferden für den Abtransport nach Westen abgefertigt wurden nach der allen alten Soldaten bekannten Regel „40 Mann oder acht Pferde“ für einen Wagen.

Nach 1914 ging der Wehlauer Markt stark zurück und wurde auf drei Tage beschränkt, weil nun das weite russische Hinterland fehlte, aber mit einem Durchschnittsauftrieb von wenigstens 5000 Tieren war er immer noch der größte Pferdemarkt Europas. Eine Besonderheit bildete in einer Ecke der Schanzenwiesen der sogenannte Zigeunermarkt. Dort waren aus allen Himmelsrichtungen Zigeuner mit ihren Wohnwagen zusammengeströmt. Meist blieben sie unter sich, denn für ihre struppigen, kleinen Pferde interessierte sich kaum jemand, aber wer wollte, konnte sich von einer dunkelhäutigen Schönen aus der Hand wahrsagen lassen oder wenigstens die oft malerischen Bilder betrachten, die sich dem Beschauer boten. Dieser Zigeunermarkt hielt sich übrigens bis in die Mitte der 30er Jahre hinein.

Für die Stadt Wehlau und ihre Wirtschaft bedeutete der Pferdemarkt stets eine erkleckliche Zusatzeinnahme, denn viele Landwirte nutzten die Gelegenheit, um beim Marktbesuch ihren Bedarf für einen längeren Zeitraum einzukaufen, und auch in den Lokalen blieb manche Mark hängen.

Der Zweite Weltkrieg bedeutete das Ende des einst weithin berühmten Marktes. *EB*

Romuald, der Friedensstifter

Wenn die Menschen nicht miteinander reden, bedarf es ab und an einer kleinen Starthilfe

Von ALBERT LOSENAU

Die neue Siedlung war am Stadtrand errichtet worden. Auf einer Wiese, die zuvor als Weide gedient hatte, standen nun einheitlich hoch aufgeschossene Betonklötze. Es gab auf jeder Etage vier Wohnungen, einen Müllschlucker, einen Lift, Tiefgaragen im Keller und eine Waschküche mit Trockenraum.

Nur ein gemeinschaftliches Leben der Menschen, die hier eingezogen waren, gab es nicht. 20 Familien wohnten in einem Haus. Sie grüßten sich mit knappem Kopfnikken, wenn sie einander begegneten. Beim Zusammentreffen im Fahrstuhl blickten sie angestrengt auf die kahle Wand der Kabine, ohne den geringsten Versuch, Kontakt miteinander aufzunehmen.

Die Wohnungstüren schlossen sich schnell hinter ihnen, als befürchteten sie das Eindringen eines unerwünschten Besuchers. Eine fast beklemmende Stille herrschte im Haus, die nur gelegentlich durch die Stimmen spielender Kinder unterbrochen wurde. Aber selbst dieser Lärm, der oft Anlaß zu lautstarkem Protest gab, blieb äußerst selten. Das Haus schien zu einem bedrückenden Alptraum geworden zu sein.

Nur Frau Pielbusch bemerkte die Lautlosigkeit nicht. Die alte Dame hörte schlecht und nahm im allgemeinen nur markante Laute wahr. Besonders gut hörte sie das schrille Krächzen Romualds, mit dem sie sich gern unterhielt. Romuald, ein kleiner Papagei, dessen Gefieder in allen Regenbogenfarben schimmerte, war der Liebling der alten Dame.

Frau Pielbusch, ein heiterer Mensch, verstand im Gespräch die Mitbewohner nur selten. Daher stritt sie sich auch nicht mit ihnen. Sie lächelte jeden freundlich an, weil sie nichts von den Auseinandersetzungen zwischen ihren Nachbarn erfuhr.

Da war zum Beispiel der Streit, den Herr Becker und Herr Witzgall wegen eines Ringkampfs ihrer Sprößlinge miteinander hatten. Frau Höpfner und Frau Klaasen wiederum konnten sich nicht über die Benutzung des Trockenraumes einigen. Ihre diesbezügliche Meinungsverschiedenheit begann mit unsachlichen Argumenten und endete in einem scharfzüngigen Wortgefecht. Seitdem grüßten sie sich nicht mehr und verboten ihren Kindern, miteinander zu spielen.

Von alledem wußte Frau Pielbusch nichts. Für sie war die Welt in diesem Haus in Ordnung. Und der tatsächliche Zustand wäre vermutlich noch lange so geblieben, hätte Romuald nicht auf seine Weise eingegriffen.

Es war an einem Sonnabendvormittag, als der junge Mann von der Wäscherei bei Frau Pielbusch läutete. Die alte Dame fütterte gerade ihren Papagei und vergaß, den Käfig zu schließen, ehe sie die Wohnungstür öffnete. Romuald nutzte die Gelegenheit. Er startete aus seinem Bauer, flatterte durch die Diele und ließ sich auf der Schulter des verdutzten jungen Mannes zu einer kurzen Zwischenlandung nieder.

Bevor Frau Pielbusch sich von ihrem Schreck erholte und zugriff, flog Romuald schon weiter. In kühnem Bogen segelte er durch die Eingangshalle und schwebte ins Treppenhaus hinauf. Gerade kam Frau Höpfner mit ihren Kindern nach Hause. Sie sahen, was geschah und verfolgten den gefiederten Ausreißer. Auch Frau Pielbusch eilte ihm nach. Laut hallten die Rufe durchs sonst so stille Haus.

Türen öffneten sich. Der allgemeine Aufruhr machte Romuald sichtlich Spaß. Er entwich ins nächst Stockwerk. Dort blieb er auf einem Mauervorsprung sitzen und betrachtete mit schief geneigtem Kopf seine Verfolger.



Papageien erfreuen sich weltweit großer Beliebtheit Foto: privat

In diesem Augenblick hielt der Lift auf der Etage. Herr Witzgall stieg aus. Mit einem Blick überschaute er die Situation und handelte entschlossen. Ohne zu zögern, holte er eine Leiter aus seiner Wohnung. Romuald beäugte ihn sehr genau. Als Herr Witzgall die erste Sprosse erklomm, verließ der farbenprächtige Vogel seinen Zufluchtsort und flog ins höhere Geschoß.

Hier erschienen, durch den Lärm geweckt, außer Frau Klaasen und anderen Nachbarn auch Herr Becker auf der Bildfläche. Obgleich er sich geschworen hatte, kein Wort mehr mit Herrn Witzgall zu sprechen, half er ihm doch, die Leiter erneut aufzustellen. Gemeinsam überlegten sie dann, was zu tun war.

Sie mußten behutsam vorgehen, denn Romuald hatte inzwischen seinen sicheren Hort auf der Oberkante des schräg gestellten Flurfensters gefunden. Vergeblich streckte Frau Pielbusch inmitten anderer Hausbewohner die Hand nach ihm aus und rief seinen Namen. In ihrer begreiflichen Aufregung verstand sie kaum ein Wort. Doch an den freundlichen Mienen rundherum erkannte sie die allgemeine Hilfsbereitschaft.

Nun schritten Herr Becker und Herr Witzgall zur Tat. Frau Höpfner hatte ihnen ihre Kittelschürze zur Verfügung gestellt, mit der Romualds Ausflug endgültig beendet werden sollte. Herr Witzgall erklomm die Leiter, die sein Nachbar festhielt. Er schwenkte die Schürze wie ein Netz, um sie über den Papagei zu werfen. Erschreckt stieß Romuald ein schrilles Krächzen aus. Er flatterte hoch, verlor dabei den Halt und glitt an der Außenseite des Fensters wie auf einer Rutschbahn herunter. Mit weit gespreizten Flügeln landete er schließlich sanft im Sandkasten des Kinderspielplatzes. Hier blieb er erschöpft sitzen. Kurz darauf war er von den Hausbewohnern umringt. Mühelos fing Herr Witzgall den Ausreißer ein und brachte ihn ins Bauer zurück. Frau Pielbusch dankte allen und lud sie für den Nachmittag zum Kaffee ein.

Das zwanglose Beisammensein wurde ein unerwarteter Erfolg. Tische und Stühle waren auf den Rasen hinter dem Haus gestellt worden. Ausgelassen tollten die Kinder herum, ohne daß sich jemand über den Lärm beschwerte. Im Gegenteil. Man freute sich über die Eintracht, die unter ihnen herrschte.

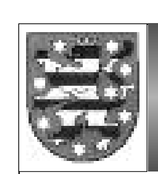
Nach dem Kaffee schleppten die Männer einen Kasten Bier heran. Den Damen spendete Frau Pielbusch ein Fläschchen Aprikosenlikör. Die Stimmung war prächtig. Frau Höpfner verriet Frau Klaasen ihr bewährtes Rezept für einen Apfelstrudel. Herr Becker und Herr Witzgall entdeckten, daß sie ein gemeinsames Hobby hatten und fachsimpelten über elektronisch gesteuerte Flugzeugmodelle. Sie konnten einfach nicht mehr verstehen, weshalb es zu der heftigen Auseinandersetzung zwischen ihnen gekommen war.

Frau Pielbusch saß am Kopfende der Tafel. Obgleich sie nicht alles verstand, blickte sie zufrieden lächelnd in fröhliche Gesichter. Neben ihr thronte in seinem Bauer die Hauptfigur des Tages: Romuald, der buntschillernde Papagei, dessen abenteuerlicher Ausflug die kontaktarmen Bewohner des Hochhauses auf der Wiese in nette, sympathische Nachbarn verwandelt hatte.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung von Seite 19

Leba, wo man die große Wanderdüne hinaufstieg. Von Zoppot ging es nach Danzig, wo es eine Stadtführung gab. In Oliva wurde ein Orgelkonzert gehört. Ein Abstecher führte die Reisenden in die Kaschubei, wo volkstümliche Musik und Tänze vorgeführt wurden. Die Kaschuben grenzen sich mit ihrer Sprache von den Polen ab. In Marienburg, wo die Restaurationsarbeiten noch weitergehen, gab es wieder eine Führung. Von Elbing aus wurde eine Fahrt auf dem Oberländischen Kanal unternommen. Weitere Reiseziele waren Osterode, Allenstein, Bischofsburg, Sensburg und schließlich die Masurischen Seen mit Nikolaiken; letzteres ist zu einem reinen Touristenort geworden. In Heilige Linde wurde die Kirche mit ihrer vielseitigen Orgel bewundert. In Rastenburg wurden die Reste der Wolfsschanze gezeigt. Ein Erlebnis war die Schiffsfahrt auf dem Spirdingsee und die Bootsfahrt mit dem Staken auf der Kruttinna. Von Thorn ging es nach Posen, wo sich die Gruppe nach dieser dreiwöchigen Reise trennte. Frau Wulff führte zur Veranschaulichung ihrer Ausführungen zahlreiche Dias vor, so daß ihr Vortrag zu einem wirklichen Erlebnis wurde. Das gemeinsame Singen von Volksliedern unter der Leitung von Ilse Conrad-Kowalski lockerte den Nachmittag auf.

Kiel – Donnerstag, 19. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Fördeblick – Gasthaus 1893“, Friedrichsort. – Das Treffen der Hilfsgemeinschaft fand im Haus der Heimat statt. Bevor man mit den Themen begann, gab es eine zünftige Kaffeetafel, auf der man sich untereinander austauschen konnte. Im Anschluß daran eröffnete der Zweite Vorsitzende E. Libuda die Veranstaltung und begrüßte herzlich die Anwesenden. Die Geschäftsführerin unterrichtete über aktuelle Dinge, und sprach auch über die fortschreitende Genesung der Ersten Vorsitzenden Hannelotte Berg. Im Rückblick auf den bereits begangenen Muttertag trug Christel Libuda ein passendes Gedicht vor: jeder Mensch hat eine Mutter ...“. Frühlingslieder wurden gesungen, und Frau Berg hatte angeordnet, daß jeder Teilnehmer ein Fläschchen „Trakehner Blut“ zum Muttertag mit nach Hause nehmen solle. Das Lied „Zogen einst fünf wilde Schwäne“ klang besonders gut, weil Frau Lagemann die Lieder auf dem Klavier begleitete. Anschließend las Ilse Kolberg aus ihrem umfangreichen und interessanten Reisebericht über das Deutschlandtreffen der Ostpreußen vor. Rund 18 000 heimattreue Ostpreußen waren nach Berlin gekommen, auch Behinderte und Rollstuhlfahrer. Die Vorträge beim Festakt, gehalten vom Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Wilhelm v. Gottberg, seinem Vertreter Dr. Thüne und der bayerischen Staatsministerin Christa Stewens, wurden mit großem Beifall aufgenommen. Mit weiteren Liedern wurde die Stimmung aufgelockert, und was wäre die Gruppe ohne Eckard Jaursch, der immer wieder fröhlich Gedichte und Geschichten zum Vortragen bereit hält.



THÜRINGEN

Vors.: Edeltraut Dietel, August-Bebel-Straße 8 b, 07980 Berga / Elster, Telefon (03 66 23) 2 52 65.

Landesgruppe – Sonnabend, 14. Juni, 10 Uhr, Ostpreußentreffen der Landesgruppe im Conference Center der Toskana Therme, Bad Sulza. Das Motto: „Unter ostpreußischem Himmel“, mit einem Vortrag von Luise Wolfram und Probst i. R. Erhard Wolfram. Am Nachmittag folgt ein heimatliches Programm mit der „Kulturgruppe des BdV Gehren“. Zu dieser Veranstaltung sind alle ganz herzlich eingeladen.



Am Pfingstwochenende 2008 fand in der bundesdeutschen Hauptstadt das Deutschlandtreffen der Ostpreußen statt. Veranstaltet von der Landsmannschaft Ostpreußen kamen zu diesem Treffen rund 18 000 Ostpreußen und deren Nachkommen aus allen Teilen der Welt, um sich über die Heimat auszutauschen, einander wiederzusehen.

Die Hauptansprachen im Rahmen der Großkundgebung wurden von der Staatsministerin und stellv. bayerischen Ministerpräsidentin Dr. Christa Stewens sowie vom Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Wilhelm v. Gottberg, gehalten. Auffallend viele junge Leute waren auch zu diesem Pfingsttreffen angereist, das unter dem aussagekräftigen Motto „Ostpreußen bleibt“ stand. Hier wird ein steigendes Interesse der Jugend am „Land der dunklen Wälder“ deutlich. Die Ostpreußen sind eine von 21 Landsmannschaften im Bund der Vertriebenen. Der Landsmannschaft Ostpreußen gehören rund 200 000 Mitglieder an.

Die Gruppe Gütersloh ist bereits am Freitag mit einem vollen Bus in Richtung Berlin gestartet. Auf dem Programm der dreitägigen Fahrt stand eine Rundfahrt durch Potsdam und Führung durch den Park Sanssouci, eine zweistündige Lichterfahrt durch Berlin, der Besuch des Reichstages, des neuen Bahnhofes und des Sony-Centers am Potsdamer Platz. Der schnellste Fahrstuhl Europas brachte die Gruppe in nur 20 Sekunden in den 24. Stock in 100 Meter Höhe. Das Deutschlandtreffen bot neben dem Treffen der Heimatkreise ein reichhaltiges Programm mit Ausstellungen, Vorträgen, Lesungen sowie ein umfangreiches Forum ideeller und gewerblicher Anbieter rund um Ostpreußen. Am Sonnabend fand eine Kulturpreisverleihung an Hildegard Rauschenbach für Publizistik und an Dr. Wulf Wagner für Wissenschaft statt. Anschließend bot unter der Leitung von „BernStein“ der kulturelle Nachmittag Folklore und Musik.

Das Foto zeigt die Reisegruppe mit dem Vorsitzenden der Gruppe Gütersloh, Eckard Jagalla (Bildmitte, kniend)

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung von Seite 20

wir mit zwei Bussen durch die schöne Landschaft nach Freyburg an der Unstrut. Hier wird seit 1856 in der Rotkäppchen Sektkellerei Sekt hergestellt. Wir nahmen an einer interessanten Führung durch die historische Kelleranlagen teil, erstaunt, welche Räume, Fässer und Geräte für die Herstellung von Sekt erforderlich sind. Eine Sektprobe sollte uns von der Qualität des Produktes überzeugen. Der Andrang im Sekt-Laden zeigte, daß die Überzeugungsarbeit Erfolg hatte. Auf der Rückfahrt machten wir noch einen Zwischenstop an der gerade abgeschlossenen Rekonstruktion einer historischen Ausgrabung, dem vor etwa 7000 Jahren entstandenen Sonnenobservatorium Goseck. Es ist wesentlich älter als das englische Stonehenge. Das gemeinsame Mittagessen bildete den Ausklang des allgemeinen Treffens. Am Nachmittag kamen dann, wie üblich, noch die beiden Gruppen der früheren Luftwaffenhelfer zusammen.

Geheime Wünsche

Oft teilen Menschen die selben Sorgen, Gedanken und Wünsche

Von Hannelore Patzelt-Hennig

Sie sind alle vier Frühlingskinder – Erika, Lore, Hildegard und auch Helga. Ihre Geburtstage liegen zwischen Ende März und Anfang Mai. Es verbindet sie eine langjährige Freundschaft, die ihren Ursprung in der gemeinsamen engeren ostpreußischen Heimat hat.

Da sie jetzt ziemlich entfernt voneinander wohnen, verzichten sie schon seit einigen Jahren, sich an den jeweiligen Geburtstagen gegenseitig zu besuchen. Stattdessen treffen sie sich einmal im Jahr zu einer gemeinsamen Geburtstagsfeier in einem Ort, der für jede von ihnen ungefähr gleich entfernt liegt.

Sie nennen diese Zusammenkunft ihren gemeinsamen vierblättrigen Zweitgeburtstag. Und dieser ist immer sehr herzerfrischend. Er verläuft gänzlich im Sinne dieser vier alten Freundinnen, ohne all die häuslichen Notwendigkeiten, wie sie zu den regulären Geburtstagen für Gäste und Familien notwendig sind, und in der Gewißheit absoluter Gleichgesinntheit.

Für ihre Gespräche brauchen sie keine Themen, die

Vier alte Freundinnen unter sich

durch das Fernsehen in ihre Stuben gelangen. Sie haben genug aus eigenem Erleben, Tun und Denken einzubringen, trotz fortgeschrittener Jahre.

Sie kommen aber auch immer wieder auf die noch in der Heimat verbrachten Kinderjahre, wie auf Vertreibung, Krieg und die Zeit danach zu sprechen. Und immer wieder leuchtet Dankbarkeit aus ihren Herzen. Dankbarkeit dem Schicksal gegenüber für so vieles, was ihnen trotz allem Schlimmen und Schweren beschieden wurde an Gutem und Segensreichem. Trotz so manchen Verzichts und so

Unerfüllte Wünsche hat jeder im Gepäck

mancher bitter erlebten Zurücksetzung.

Wie aber war es mit den unerfüllt gebliebenen Wünschen? Helga, als Älteste, sollte sich als erste äußern.

Das tat sie auch. Ohne zu zögern, gestand sie, daß sie gern Theologin geworden wäre, aber die Kriegsauswirkungen und die dadurch versäumten Schuljahre hatten das einen Traum bleiben lassen.

„Davon hast du noch nie gesprochen", entgegnete Erika mit ganz entgeistertem Gesicht. Und die anderen beiden Freundinnen blickten ähnlich drein.

„Wir haben uns ja auch noch nie über unsere unerfüllten Wünsche unterhalten. Eure entgeisterten Gesichter aber sind Gold wert. Und es ist für mich eine markante Vorstellung, im Ornat oben auf der Kanzel zu stehen und auf die Gemeinde hinabzudonnern. Und wenn ich euch da unten mit solchen Gesichtern gesehen hätte, dann hätte ich noch zugelegt!"

„Was für ein Glück, daß das Schicksal dir diesen Weg verbaut hat!" frotzelte Erika. „Vielleicht dürfen wir jetzt deinen geheimen unerfüllten Wunsch erfahren?" sagte Helga nun gespannt.

„Mein Wunsch ist groß und ganz gegenwärtig. Ich wünsche mir aus tiefstem Herzen, Großmutter zu werden, darauf warte ich schon sehr, sehr lange und hoffentlich nicht vergebens."

Wieder waren alle gerührt, aber in ganz anderer Art.

Nun sollte Hildegard sich äußern. Das geschah spontan.

Sie hatte lebenslang der Wunsch nach einem eigenen kleinen Haus mit tief herabgeneigtem, weit vorspringendem Strohdach begleitet.

Ein Haus, das dem glich, in dem sie groß geworden war.

Dann kam Lore an die Reihe. Sie überlegte einen Moment: „Da wir uns auf einen Wunsch einigten, muß ich abwägen. Und das, was ich nenne, ist mehr ein unerfülltes Sehnen als ein Wunsch.

Ich erträume mir oft, wieder Kind zu sein, ausgestreckt auf einem hochaufgestakten Heufuder zu liegen und in den heimatlichen Himmel mit seinen weißen, geballten Schönwetterwolken zu schauen, während die Fuhre den altvertrauten Feldweg dem großväterlichen Hof entgegen schwankt.

So wie ich es als siebenjähriges Mädchen zuletzt erlebte.

Ein Traum vom Kind sein

Dieses Sehnen begleitete mich durch all die Jahre, die seither vergangen sind."

Nach diesen Worten Lores schwiegen alle für längere Zeit. Es mochte in ihnen so manches im Rückblick lebendig geworden sein.

Gutenachtgeschichten

Erinnerungen und Gedankenfetzen an die eigenen Kindheit

Von Renate Dopatka

Es war einmal..." So fängt fast jedes Märchen an. Auch die Geschichte, mit der ich Nele ins Reich der Träume hinüberzulotsen versuchte, begann mit diesen Zauberworten.

„Übernimm du es doch bitte, Nele ihre Gutenachtgeschichte vorzulesen", hatte mich Freundin Susanne gebeten. Während sie

Ein Ausflug in die Phantasiewelt

selbst in dem vom schwachen Schein der Nachttischlampe erhellten Kinderzimmer aufräumte, Kleidungsstücke in den Schrank hängte und herumliegendes Spielzeug aufhob, machte ich Nele mit Rumpelstilzchen und Co. bekannt.

„... und so lebten sie glücklich und zufrieden bis ans Ende ihrer Tage." Ich näherte mich dem Schluß. „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute", ergänzte Susanne lächelnd, die Hand schon am Lichtschalter.

„Noch eine!" bettelte Nele. „Bist du denn noch gar nicht müde?" fragte ich mit leisem Seufzer. Seitlich auf der Bettkante zu hocken ging doch mächtig ins Kreuz. Wildes Kopfschütteln.

„Na gut, eine lese ich dir noch vor – dann wird aber geschlafen!"

„Ich mach uns inzwischen was Leckeres", rief mir Susanne leise zu und verschwand in Richtung Küche.

Während Nele und ich erneut ins Reich der Feen und Prinzessinnen eintauchten, streifte mich für Sekunden die Erinnerung an meine eigene Kindheit.

Wie Nele jetzt, so hatte auch ich einst begierig alles in mich aufgesogen, was mir an Spannendem und Interessantem zu Gehör gebracht wurde.

Natürlich liebte ich Märchen, mehr noch aber hatten es mir die meist recht schaurigen Geschichten angetan, die meine Mutter aus ihrer ostpreußischen Heimat mitgebracht hatte. Sie selbst hatte diese als kleine Marjell von ihrer Mutter erzählt bekommen und gab sie nun an mich weiter.

„Bitte, bitte, noch eine!" Neles Stimmchen vermischte sich mit meinem eigenen fernen Kindheitsruf, übertönte ihn und stellte mich so auf festen Boden. Auf den Boden der Gegenwart.

Später, im vergrößerten gemütlichen Freundeskreis beim Wein, als das Gespräch zwischendurch Themen berührte, die mich nicht sonderlich interessierten, holte mich die Vergangenheit wieder ein.

Einzelne Geschichten kamen mir in den Sinn. Erzählungen von einsam gelegenen Bauernhöfen, von Schmugglern, Pferdedieben und entlaufenen Zuchthäuslern. Die großen Wälder Masurens und die Nähe zur polnischen Grenze spielten eine nicht unbedeutende Rolle, ebenso die völlige

Oft ist das eigene Erleben eine Geschichte wert

Abgeschiedenheit der sogenannten Abbauten.

Es waren keine der Phantasie entsprungenen Geschichten, sondern Ereignisse, die meine Großmutter entweder selbst in der Zeitung gelesen oder aber von Verwandten und Nachbarn erzählt bekommen hatte.

Erst in späteren Jahren wurde mir bewußt, daß der Großteil dieser Geschichten in der Zeit des Ersten Weltkrieges angesiedelt war, als die meisten ostpreußischen Frauen ihre Höfe ohne den an der Front stehenden Ehemann bewirtschaften mußten.

Nur vor diesem Hintergrund läßt sich verstehen, warum zum Beispiel jene Bäuerin, die im nächsten Dorf eine Kuh verkaufen wollte, mutterseelenallein durch dunklen Forst marschieren

Ostpreußische »Räuberpistolen« am Bettchen

mußte. Daß der Käufer, ein Metzger, ihr auf dem Heimweg in eben jenem Waldstück auflauerte, um ihr Geld und Leben zu rauben – an dieser Stelle kämpfte ich jedesmal schluckend und bibbernd gegen Angst und Tränen an. Doch gerade weil man sich dabei so schön gruseln konnte, ließ ich mir diese Geschichte immer wieder gern erzählen.

Pädagogen und Psychologen mögen diese Art von Erlebnisberichten als wenig kindgerecht verurteilen, so wie man sich ja auch über die vermeintlichen Grausamkeiten Grimmscher Märchen entsetzen kann.

Geschadet haben mir diese ostpreußischen „Räuberpistolen" jedenfalls nicht. Und auch Nele wird ein in Zorn geratenes, sich selbst in zwei Teile reißendes Rumpelstilzchen nicht verstören, kann sie sich beim Zuhören doch vertrauensvoll in meine Armbeuge kuscheln, weiß sie sich beschützt und geborgen. So wie auch ich nur nach Muttchens Hand zu greifen brauchte, wenn mich eine Gutenachtgeschichte um den Schlaf zu bringen drohte.

griechische Hauptstadt · Schifffahrtsunternehmen · übertriebene Sparsamkeit · versteckt, unbemerkt · Nachbarschaft · Hilfe · nur geistig vorhanden · brasilianische Fußballlegende · emporklettern (Pflanzen) · gefühlsbetont · Gebirge zwischen Europa u. Asien · anhänglich, loyal · Unglück, Missgeschick · bezeichnen; taufen
Flüssigkeit zu sich nehmen · Fleiß, Beflissenheit · mit leiser Stimme sprechen
schnell, blitzartig · Stadt in Pakistan · Verein, Zweckverband (engl.) · tierisches Milchorgan
Grundgedanke · nicht bemerken; ignorieren · unter Wasser bleiben
männlicher Hühnervogel · von Bäumen gesäumte Straße · Druckbuchstabe · Bremsklotz; Spaltwerkzeug · Malgerät · Binnenstaat in Zentralafrika
Hauptstrom Vorderindiens · unbestimmter Artikel · Würde, Ansehen · vermuten · zarte, anmutige Märchengestalt · kleine Engelsfigur
Gewinn, Ausbeute · jemanden einarbeiten · norwegischer Dichter (Henrik)
Klagelied · boshaft, unmenschlich · ungebetener Gast; Teufel · Fluss zum Rhein · Sportgröße; bestes Pferd · bemängeln, beanstanden
Polygamie · nicht außen · Abkürzung für Normalnull · Protestkundgebung (Kzw.) · prüfen, erproben
untere Rückenpartie · glasartiger Schmelzüberzug · weit abgelegen · eine der Musen
Strohunterlage · dünner, flacher Kuchen
Lauferei · Gericht mit Fleischstücken · Stadt am Niederrhein · Gesichtsverkleidung, Larve · Abschiedsgruß · großer Zeitabschnitt
unwissender Mensch · Flugkörper
Stadt im Sauerland (NRW) · flüssiges Fett · Begrenzung einer Fläche · lateinisch: durch, mit
tiefes Bedauern · kosmet. Mittel und Pflege · Wassersportart · schmaler Weg · Kultbild der Ostkirche
salopp: unverdientes Glück · Gesichtsfärbung · außerordentlich · Glaubensbekenntnis · eine Sitzung abhalten
ein wenig nass · offener Güterwagen
Schweinefleischgericht · Großvater · Rollkörper · Sultanat am Arabischen Meer · wirklich
Behälter mit Deckel · ostasiatisches Brettspiel
amtliche Stelle · sehr flache Servierunterlage · Sprecher
als Sicherheit Hinterlegtes · niederländische Stadt · ausgenommen, frei von

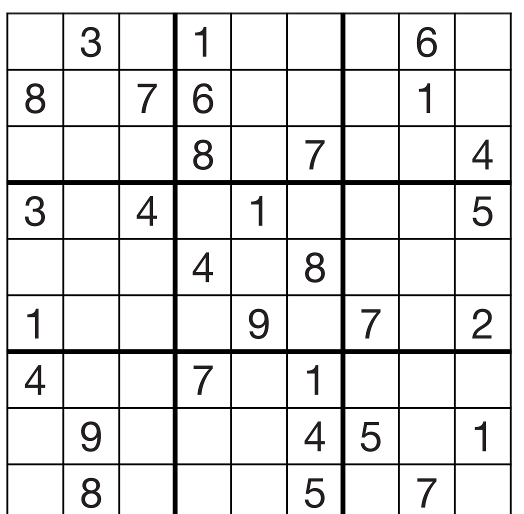
So ist's richtig:

Diagonalrätsel: 1. Anorak, 2. Knebel, 3. Waggon, 4. Greene, 5. Blabla, 6. Norden – Angeln, Kegeln

Kreiskette: 1. Karree, 2. Retina, 3. Ringer, 4. Emerit, 5. Patent – Arrangement

Sudoku:

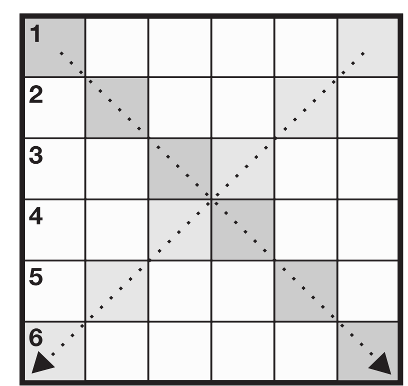
Sudoku



	3		1				6	
8		7	6				1	
			8		7			4
3		4		1				5
			4		8			
1				9		7		2
4			7		1			
	9				4	5		1
	8				5		7	

Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 mal 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält. Es gibt nur eine richtige Lösung!

Diagonalrätsel



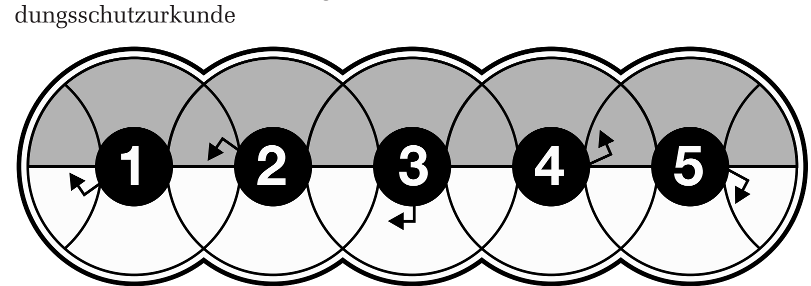
Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei Freizeitbeschäftigungen.

1 Windjacke
2 Mundfessel
3 Eisenbahn-, Güterwagen
4 englischer Autor (Graham)
5 leeres Gerede (ugs.)
6 Himmelsrichtung

Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte ein Übereinkommen, eine Vereinbarung.

1 Viereck, 2 Netzhaut des Auges, 3 Schwerathlet, 4 Ruheständler, 5 Erfindungsschutzurkunde



Die erste Astronautin im Weltraum

Als vor 25 Jahren die US-Raumfähre »Challenger« zu ihrer Mission STS-7 aufbrach, war Sally Kristen Ride mit an Bord

Von Hans-Jürgen Mahlitz

Raumfahrt ist Männersache – die Vorurteile zugunsten des angeblich stärkeren Geschlechts galten und gelten auch da, wo die irdischen Gesetze der Schwerkraft aufgehoben sind und zudem garantiert nicht rückwärts eingeparkt werden muß. Von den bislang knapp 500 Astro- und Kosmonauten, die laut offizieller Definition eine Flughöhe von über 100 Kilometer erreicht haben, ist nur jeder Zehnte weiblichen Geschlechts. Tendenz steigend – denn immer mehr Frauen, vor allem Amerikanerinnen, heben ab.

Anfangs sah es freilich eher danach aus, als wolle die transatlantische Weiblichkeit keinesfalls den festen Boden unter den Füßen verlieren. Als die erste US-Amerikanerin, Sally Kristen Ride, am 18. Juni 1983 an Bord der Raumfähre „Challenger“ zu einem sechstägigen Flug mit 97 Erdumrundungen startete, war das Zeitalter der bemannten Weltraumfahrt bereits älter als 22 Jahre. So lange hatte die östliche Konkurrenz nicht auf die erste Frau im All warten wollen: Die Russin Walentina Wladimirowna Tereschkowa war bereits zwei Jahre nach dem Erstflug von Jurij Gagarin (12. April 1961) aufgebrochen, um mit „Wostok 6“ in drei Tagen 49mal die Erde zu umkreisen.

Dann sollte es aber 19 Jahre dauern, bis mit der Russin Swetlana Sawizkaja zum zweiten Mal eine Frau in die Männerdomäne Raumfahrt einbrechen durfte. Damit glaubte die in Moskau herrschende Altherrenriege, genug für die Gleichberechtigung der Frau getan zu haben. Erst nach dem keineswegs ruhmreichen Ende der „ruhmreichen“ Sowjetunion brachte Rußland mit Jelena Wladimirowna Kondakowa eine weitere Kosmonautin in den Orbit, die sich dann allerdings mit 178 Stunden Weltraumaufenthalt auf zwei Flügen in den Jahren 1995 bis 1997 im Rekordbuch verewigen konnte.

Ganz anders verlief die Geschichte der Emanzipation im All bei den Amerikanern. Durch „Sputnik“ und Gagarin raumfahrttechnisch arg ins Hintertreffen geraten, sollten es zunächst einmal die Männer um den deutschen Raketenbauer Wernher von Braun richten. Präsident Kennedy beantwortete die sowjetische Herausforderung mit dem Mondlandeprogramm, an dessen Gelingen Frauen nur eher im Hintergrund mitwirken durften.

Erst nach der vorzeitigen Beendigung des „Apollo“-Programms kamen die ansonsten so sehr auf ihre Fortschrittlichkeit bedachten Amerikaner auf die Idee, auch weibliche Bewerber zur Astronautenausbildung zuzulassen.

Ende 1977 reichte eine gerade einmal 26 Jahre junge Physikerin aus Los Angeles namens Sally Kristen Ride ihre Bewerbung ein. Was sie bis dahin schon vorzuweisen hatte – unter anderem ihre Promotion über ein kniffliges astrophysikalisches Thema –, war so eindrucksvoll, daß sie nicht nur zur Ausbildung angenommen, sondern bald schon einer konkreten Raumflugmission zugeteilt wurde. Im Kontrollzentrum Houston (Texas) betreute sie die ersten Probeflüge des neu entwickelten Space Shuttle, des ersten wiederverwendbaren Raumfahrzeugs.

„Challenger“ war – nach dem Prototypen „Enterprise“ und der „Columbia“ – die dritte Raumfähre, sollte ursprünglich aber nur für Erprobungsflüge im erdnahen Raum eingesetzt werden. Erst nachträglich wurde sie zu einem uneingeschränkt weltraumtauglichen Fahrzeug ausgebaut. Den Orbit erreichte sie erstmals im April 1983. Am 18. Juni desselben Jahres schlug dann für Sally Ride die große Stunde.

Den zweiten „Challenger“-Flug machte sie als Missionsspezialistin mit. Unter anderem wurden zwei Kommunikationssatelliten ausgesetzt. Mit an Bord war auch eine von dem deutschen Technologiekonzern MBB entwickelte sechs Meter lange Forschungsplattform.

Offenbar hat Sally Ride auch dort oben in 300 Kilometer Höhe gute Arbeit geleistet. So durfte sie am 5. Oktober 1984 noch einmal für einen achttägigen Raumflug an Bord der „Challenger“ gehen. Es war die sechste Mission dieser Raumfähre, die dann auf ihrer zehnten Mission am 28. Januar 1986 in 15 Kilometer Höhe, 73 Sekunden nach dem Start, auseinanderbrach und die sieben Astronauten an Bord in den Tod riß. Diese Katastrophe im Kontrollzentrum miterleben zu müssen, dürfte zu den schwersten Momenten im Leben der jungen Wissenschaftlerin und Astronautin zählen.

Präsident Reagan berief sie in die Untersuchungskommission für dieses Unglück. Als diese Aufgabe erfüllt war, verließ sie die Nasa, übernahm eine Professur an der University of California in San Diego, war in hochrangigen Positionen als Forscherin tätig (Spezialgebiete: Hochenergie-, Plasma- und Astrophysik). Doch die Raumfahrt ließ sie – auf geradezu tragische Weise – nicht los: 2003, nach dem Absturz der Raumfähre „Columbia“, wurde sie erneut in die Untersuchungskommission berufen.

Sally Kristen Ride war nicht nur die erste Amerikanerin im Weltraum, sie hält auch den Rekord als jüngster amerikanischer Raumfahrer. Dies, aber auch ihre Reputation als Forscherin und Hochschullehrerin, sichern der heute 57jährigen Kalifornierin nach wie vor höchste Popularität. Und die nutzt sie – wen wundert's – vor allem, um sich in der amerikanischen Öffentlichkeit intensiv für die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses bei Frauen und Mädchen einzusetzen. Ein überzeugenderes Vorbild könnte man sich dafür auch kaum vorstellen.



Die Crew der „Challenger“-Mission STS-7: Sally K. Ride, John M. Fabian, Kommandant Robert L. Crippen, Norman E. Thagard, Pilot Frederick H. Hauck (von links nach rechts) Foto: Archiv

»Gefährlichster Mann Europas«, laut Goebbels

Die Befreiung Mussolinis machte den vor 100 Jahren geborenen Waffen-SS-Offizier Otto Skorzeny berühmt

Von Hans Lody

Wie alle Leute aus dem Geheimdienst- und Kommandomillieu umgibt Otto Skorzeny bis heute ein Hauch von Geheimnis. Hätten die Achsenmächte den Krieg gewonnen, wäre es gut möglich, daß seine „Gedanken und Erinnerungen“ verfilmt worden wären, analog zum „Vater“ von James Bond, dem britischen Geheimdienstmann Ian Fleming, zu dem übrigens manche Parallele in der Biographien existiert.

Im Jahre 1932 trat Skorzeny der NSDAP und der SA bei. Aus der Masse heraus trat er erstmalig beim sogenannten Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich. Am 12. März 1938 schützte er den österreichischen Bundespräsidenten Wilhelm Miklas bei Ausschreitungen vor einem gewalttätigen SA-Trupp. Die Luftwaffe wollte ihn nicht aufnehmen, weil er in ihren Augen schon zu alt war, aber die Waffen-SS nahm ihn auf. Verschiedene Krankheiten brachten es mit sich, daß er meist in der Heimat Verwendung fand.

Anfang 1943 wurde er beauftragt, im Rahmen der SS eine Kommandoeinheit aufzubauen – ähnlich der Division „Brandenburg“ der Wehrmacht. Skorzeny studierte sehr gründlich die britischen Methoden und machte sie sich zum Vorbild.

Ende 1943 erfolgte Adolf Hitlers Befehl, den nach dessen Sturz von Landsleuten festgesetzten Benito Mussolini zu befreien. General Kurt Student beauftragte den Kommandeur des Fallschirmjäger-Lehr-Bataillons Major Harald Mors mit der Durchführung. Skorzeny beteiligte sich mit einem kleinen SS-Trupp an dieser Unternehmen „Eiche“ genannten Operation, hatte aber an dem Erfolg nur geringen Anteil. Dennoch stellte ihn die Propaganda anschließend als den Befreier Mussolinis heraus. Joseph Goebbels sprach sogar vom „Gefährlichsten Mann Europas“. Skorzeny wurde befördert und mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet.

Seine nächste Aktion, die Operation „Rösselsprung“, die versuchte Festsetzung des jugoslawischen Partisanenführers Josip Broz Tito am 25. Mai 1944, war insoweit ein Fehlschlag, als das eigentliche Ziel verfehlt wurde, denn Tito gelang die Flucht. Die blutigen Kämpfe um Titos Hauptquartier, die das SS-Kommando 213 Tote und 881 Verwundete kostete, zerschlugen aber für lange Zeit die Infrastruktur der Partisanenarmee.

Am 20. Juli 1944 befand Skorzeny sich zufällig in Berlin und half Major Otto Ernst Remer bei der Niederschlagung des Putschversuches.

Im Oktober 1944 schickte ihn Hitler in das verbündete Ungarn, wo der Reichsverweser Admiral Miklós Horthy den „Ausstieg“ seines Landes aus dem Krieg plante. SS-General Erich von dem Bach-Zelewski wollte den ungarischen Regierungsbezirk mit Artillerie zusammenschießen lassen, Skorzeny realisierte eine andere Lösung. Mit der Entführung von Horthys Sohn machte er diesen gefügig. Er dankte ab und begab sich in deutsche Gefangenschaft. Die Zerstörung Budapests blieb dann bei Kriegsende der Roten Armee vorbehalten.

Im Rahmen der Ardennenoffensive stellte Skorzeny die Panzerbrigade 150 auf. Von ihr waren 2000 englisch sprechende Freiwillige in US-amerikanischen Uniformen unterwegs, um hinter den feindlichen Linien Verwirrung zu stiften. Zwar war der Erfolg dieser eilig vorbereiteten Aktion durchwachsen, aber der große Respekt der US-Amerikaner vor Skorzeny rührt möglicherweise aus dieser Zeit.

Ein von ihm und Hannah Reitsch vorbereitetes Selbstmordkommando ähnlich den japanischen Kamikazefliegern gelangte nicht zur Ausführung, weil Hitler dagegen war. Skorzeny befehligte gegen Kriegsende eine Einheit, die einen Oderbrückenkopf gegen die Rote Armee verteidigte. Beim Zusammenbruch versuchte er vergeblich, der Gefangennahme durch die US-Amerikaner zu entgehen. Von diesen wurde er zweimal wegen angeblicher Kriegsverbrechen vor Gericht gestellt, wurde aber freigesprochen. Die Sieger hielten ihn dennoch weiter in Haft. Dem US-amerikanische Gefängnischef erschien dies ungerecht und so „verschwand“ Skorzeny eines Tages einfach. Später nahm er Wohnsitz in Spanien und war als Geschäftsmann sehr erfolgreich.

Heute verübelt man ihm, daß er früheren Kameraden und anderen SS-Größen zur Flucht verholfen haben soll. Auch unterhielt er in Spanien freundschaftliche Beziehungen zum belgischen SS-Offizier Leon Degrell, dem gleichfalls Kriegsverbrechen im eigentlichen Sinne nicht nachgewiesen werden konnten. Auf Veranlassung der US-Sieger soll er dann am Aufbau ägyptischer Dienste mitgewirkt haben. 1953 wurde er Berater des argentinischen Präsidenten Peron. Später, so wird berichtet, habe er dann – sicherlich nicht im Sinne der US-Amerikaner – der PLO geholfen und Freundschaft mit dem Großmufti von Jerusalem geschlossen.

Otto Skorzeny starb am 6. Juli 1975 in Madrid und wurde später in Wien beigesetzt. Dort wird seine Grabstelle immer wieder geschändet.



Otto Skorzeny: Mit dem Ritterkreuz, das er nach dem Unternehmen „Eiche“ erhielt. Foto: Archiv

Schiefe Nasen, dicker Bauch

Viele Deutsche finden sich unattraktiv und unterziehen sich einer sogenannten Schönheits-OP

Von Haiko Prengel

Gesicht verunstaltet, häßliche Narben, Schmerzen – schlimm, was manche Patienten nach einer sogenannten Schönheitsoperation berichten. Die Zeitschrift „test“ der Stiftung Warentest befragte jüngst 558 Männer und Frauen, die sich einem solchen Eingriff unterzogen hatten. Bei rund 40 Prozent entsprach das ästhetische Ergebnis vollkommen den eigenen Vorstellungen. Aber es gab auch solche, die nach eigenem Befinden „jetzt schrecklich“ aussehen und ihre Entscheidung bereuen. Freilich stoßen solche Umfragen bei der verantwortlichen Ärzteschaft auf keine große Begeisterung.

Nach Ansicht der Deutschen Gesellschaft der Plastischen, Rekonstruktiven und Ästhetischen Chirurgen (DGPRÄC) krankt die Befragung vor allem an einem entscheidenden Faktor: Die Qualifikation des Arztes sei nicht berücksichtigt worden, beklagt DGPRÄC-Präsident Professor Günter Germann. Die aber beeinflußt maßgeblich die Erfolgsaussichten eines ästhetisch-chirurgischen Eingriffs. Da sind auf der einen Seite die Fachärzte, die sich auf Korrekturen wie Liften oder Brustverkleinerungen spezialisiert haben und regelmäßig Fortbildungen besuchen. Aufwendige Operationen finden in Kliniken statt, unter anderem in Anwesenheit eines Anästhesisten, um auf mögliche Komplikationen umgehend reagieren zu können. Aber es gebe wie in jeder anderen Branche auch „schwarze Schafe“, sagt Germann. Zum Beispiel Orthopäden, die in eigener Praxis behelfsmäßig und ohne jede Zusatzqualifikation „Fett absaugen“.

Mit den Qualifikationsstandards in der Medizin ist es nämlich ein wenig paradox. Der Facharzt für plastische und ästhetische Chirurgie darf nach seiner Spezialisierung kaum noch etwas außerhalb seines Metiers behandeln. Ein Kollege ohne diese Ausbildung kann dagegen so viel liften und absaugen, wie er lustig ist – und sich sogar Schönheitschirurg nennen. Denn der Begriff ist laut Germann in Deutschland nicht geschützt.

Wie also findet man einen kompetenten Mediziner, dem man seine zu klein geratenen Brüste oder schlaffen Augenlider anvertrauen kann?

„Zunächst einmal reicht der Titel Dr. med. als Qualitätskriterium nicht aus“, sagt Marita Eisenmann-Klein, Generalsekretärin der Internationalen Vereinigung Plastisch Rekonstruktiver und Ästhetischer Chirurgen (IPRAS). Wichtige Voraussetzungen seien auch: Weiterbildung zum Facharzt und regelmäßige Fortbildungen. Auch sollte man besser nicht auf Annoncen aus dem Anzeigenblatt vertrauen, sondern sich einen Spezialisten vom Hausarzt oder Gynäkologen empfehlen lassen. Dann ist die Chance groß, daß der Mediziner viele Operationen durchgeführt hat und beurteilen kann, ob ein Eingriff Sinn macht oder nicht. Und ob er vertretbar ist. Das aber unterliegt immer auch subjektiven Kriterien. Es ist grundsätzlich fraglich, ob ein Mensch sich unters Messer legen sollte, wenn er kerngesund und unversehrt ist. Aber ist er tatsächlich gesund, wenn ihm zwar körperlich nichts fehlt, er aber psychisch massiv unter seiner krummen Nase leidet und keinen Partner findet? Sollte ein Arzt einer Patientin, der wegen ihrer großen Brüste permanent der Rücken schmerzt, eine Brustverkleinerung verwehren, wenn er sicher ist, daß es ihr nach dem Eingriff besser geht?

Er sehe immer wieder Patienten, die nach einer solchen Operation ein „ganz neues Lebensgefühl“ zeigten, sagt Germann. Aber es gebe auch solche, die einem „zwanghaften Schönheitsideal“ nachliefen und um jeden Preis aussehen wollten wie die Mode-Ikonen aus der Werbung. „Da muß man dann auch die Größe haben und sagen: Nein, da bin ich für Sie nicht der richtige Arzt“, betont er. Diesbezüglich aber hätten Ärzte sehr unterschiedliche „Hemmschwellen“, fügt Eisenmann-Klein hinzu, die in Regensburg eine Klinik für Plastische und Ästhetische, Hand- und Wiederherstellungs-Chirurgie leitet. Immerhin hielten sich die meisten ihrer deutschen Kollegen wenigstens bei der Behandlung von Minderjährigen zurück. Denn junge Patienten bedürfen eines ganz besonderen Schutzes. Sie haben noch nicht das Selbstbewußtsein eines reifen Erwachsenen, um über vermeintliche körperliche Schwachstellen auch hinwegsehen zu können. Über die Medien bekommen sie die Schönsten der Schönen vor Augen gehalten. Den Druck, diesem Ideal zu entsprechen, empfinden viele Heranwachsende als enorm, gerade in Deutschland.

„Nirgendwo auf der Welt ist es so wichtig, wie man aussieht“, sagt Eisenmann-Klein. Selbst in den publicity-orientierten USA werde man innerhalb der Familie noch so genommen, wie man ist – mit allen Ecken und Kanten. Hierzulande dagegen würden Patienten nicht selten vom eigenen Partner zum Schönheitschirurgen geschickt – mit der dringenden Bitte um eine Korrektur der Nase.

Schönheitsoperationen sind also nicht nur eine Sache medizinischer Verantwortung, sondern immer auch der ethischen Maßstäbe einer Gesellschaft. Um dem Trend zur Oberflächlichkeit entgegenzuwirken, hat die Bundesärztekammer 2004 die sogenannte „Koalition gegen den Schönheitswahn“ ins Leben gerufen, der sich neben Medizinern wie Eisenmann-Klein auch Politiker und Kirchenvertreter angeschlossen haben. Die Aufklärungskampagne hebt ausdrücklich den Wert jedes einzelnen Menschen hervor, unabhängig von vermeintlichen Makeln oder Problemzonen.



Vorsichtsmaßnahme: Bei großen Operationen sind Anästhesisten dabei. Foto: Uni Regensburg

Wünsche berücksichtigen

Alternativ- und Schulmedizin schließen sich nicht immer aus

Von Rosemarie Kappler

Im Prinzip ist es kein Geheimnis. Kinderärzte, die schwerkranke Kinder betreuen und versorgen, wissen, daß Eltern oft ergänzend zur gängigen schulmedizinischen Behandlung auf komplementäre und alternative Therapien zurückgreifen, um aus ihrer Sicht nichts unversucht zu lassen. Um schwierigen Gesprächen aus dem Weg zu gehen, verzichten aber trotzdem viele Ärzte darauf, konkret nachzufragen.

Umgekehrt fürchten viele Eltern möglicherweise wegen ihres eigenmächtigen Handelns kritisiert zu werden, weil ihnen die negative Einstellung mancher Ärzte gegenüber nicht schulmedizinischen Verfahren bekannt ist.

Diese unsichtbare Front auf dem Fundament von Unsicherheit und fehlender Offenheit kann im Einzelfall tragische Folgen haben. Dann zum Beispiel, wenn ein an sich hochwirksames Medikament durch eine ergänzende oder alternative Substanz in seiner Wirkung gehemmt wird.

Umgekehrt können aber alternative Wirkstoffe die Nebenwirkungen schulmedizinischer Präparate durchaus lindern. Mit einer Reihe von Forschungsprojekten und Studien versuchen derzeit Ärzte am Universitäts-Kinderklinikum Homburg, bestehende Barrieren abzubauen und Elternwünsche in ihr Handeln einzubeziehen.

„Wichtig ist eine generelle Bereitschaft auf Seiten der universitären Medizin, sich mit dem Thema Komplementär- und Alternativmedizin auseinanderzusetzen, da die Nachfrage nach diesen Methoden bei der Bevölkerung groß und die Anzahl brauchbarer Studien gering ist“, sagt Dr. Sven Gottschling. Er ist Studienleiter einer der weltweit größten Untersuchungen, die Daten zur Anwendung alternativer und ergänzender Heilverfahren bei Kindern liefern soll.

Gemeinsam mit dem Deutschen Kinderkrebsregister in Mainz und dem Gemeinschaftskrankenhaus in Herdecke wurden über 2500 Familien in Deutschland befragt. Nach ersten Auswertungen zeigt sich, daß je nach Erkrankungsbild zwischen 25 und 60 Prozent der Eltern von sich aus die schulmedizinischen Verordnungen ergänzen, oft mit Unterstützung von Heilpraktikern.

> Ärzte und Eltern müssen vertrauensvoll zusammenarbeiten

Auch im Rahmen der Vorbeugung und zur Stärkung des Immunsystems setzen immerhin die Hälfte der Befragten bei gesunden Kindern auf komplementäre oder alternative Behandlungsmethoden. „Diese Fakten müssen wir einfach berücksichtigen, wenn wir vertrauensvoll mit den Eltern zusammenarbeiten wollen“, sagt Gottschling.

Das bedeutet, daß aus schulmedizinischer Sicht häufig angewandte komplementäre und alternative Methoden durch experimentelle und klinische Forschungen besser auf ihre Wirksamkeit untersucht werden müssen, um sie in ein vertretbares Behandlungskonzept zu integrieren.

Um es vorweg zu nehmen: Für Heilsteine, Haifischknorpel und bestimmte Mineralstoffe als Radikalenfänger oder gar das exotische Galavit (wirkt gegen alles und kostet wöchentlich 20 000 Euro) gibt es keine Wirksamkeitsnachweise, die wissenschaftlichen Kriterien standhalten.

Als erfolgreich hat sich dagegen der Einsatz von Nadelakupunktur ergänzend zu Chemotherapien bei Kindern erwiesen, um Übelkeit und Erbrechen zu mildern. Kindern mit Spannungskopfschmerzen kann mit Laserakupunktur geholfen werden.

In einer aktuellen Studie wollen die Homburger Mediziner herausfinden, ob sich die Laserakupunktur auch in der Schmerzvorbeugung bei Neu- und Frühgeborenen bewährt.

„Darüber hinaus nehmen wir an einer Studie der Berliner Charité teil, die überprüfen soll, ob die Misteltherapie aus der anthroposophischen Medizin begleitend zu einer Chemotherapie Nebenwirkungen senken kann“, nennt Gottschling ein weiteres Beispiel.

Und schließlich untersuchen die Wissenschaftler aktuell den Einfluß homöopathischer Substanzen bei akuten und wiederkehrenden Atemwegserkrankungen bei Kindern. Diese Untersuchung wird unterstützt von der Karl und Veronica Carstens-Stiftung.

„Mit diesen Bemühungen wollen wir Eltern zeigen, daß wir durchaus offen für Alternativen sind, aber wirksam müssen sie eben sein. Der Wirksamkeitsnachweis ist für uns die Basis, auf der wir offen mit den Eltern diskutieren wollen“, so der Mediziner Sven Gottschling.

Kaiserschnitt – ja oder nein

»Natürliche Ungewißheit oder planbare Gewißheit«

Von Rosemarie Kappler

Das Geschäft mit dem Aberglauben ist der Hauptgrund dafür, daß in Indien die Geburt per Kaiserschnitt zur Normalität geworden ist. Immer mehr Frauen erkundigen sich bei Astrologen nach dem Zeitpunkt möglichst günstig stehender Sterne. Keine Mutter will, daß ihr Kind in schlechten Zeiten zur Welt kommt. Die Ärzte freut das, denn mit dem Kaiserschnitt läßt sich mehr Geld verdienen als mit der normalen Geburt. Und so werden in Metropolen wie Neu Delhi inzwischen acht von zehn Kindern mit der Methode geboren, die ursprünglich Notfällen vorbehalten sein sollte. Auch in Deutschland nimmt die Zahl der Kaiserschnitte seit über zehn Jahren wieder deutlich zu.

„Die Kaiserschnittrate ist heute zehnmal so hoch wie vor 70 Jahren“, sagt der Leiter der Geburtshilfe am Universitätsklinikum Münster, Privatdozent Dr. Walter Klockenbusch. Als Gründe nennt er die Tatsache, daß Frauen heute immer später schwanger werden, vermehrt Probleme im Zusammenhang mit Übergewicht auftauchen und es im Vergleich zu früheren Jahren immer mehr Frühgeburten und Mehrlingsschwangerschaften gibt. In hochtechnisierten Krankenhäusern mit ausgefeiltem Geburtsmanagement liegt die Häufigkeit bereits bei 30 Prozent.

Die Hälfte der Eingriffe wird durch Komplikationen während der Geburt erforderlich. Die restlichen Kaiserschnitte sind geplant, doch nur ein Teil davon aus medizinischen Gründen. Immer mehr Mütter entscheiden sich gegen eine natürliche Geburt aus Angst vor den damit verbundenen Schmerzen und aus Angst vor einer möglichen Beckenbodenschädigung, die im schlimmsten Fall zu Inkontinenz und sexuellen Störungen führen kann. „Dabei gibt es keine Situation, in der wir nichts gegen Schmerzen tun können. Unsere Patientinnen sind den Schmerzen nie ausgeliefert“, beruhigt Klockenbusch. Außerdem würden die Kinder unter der Geburt ständig überwacht. „Sollte Gefahr drohen, können wir das Kind innerhalb von Minuten auf die Welt holen.“ Neben der Angst gibt es aber auch noch andere Gründe, die werdende Mütter von einer natürlichen Geburt abhalten. Da ist zum einen das Vorbild durch prominente Frauen, die kurze Zeit nach der Geburt ohne jegliche Spur quälender Anstrengung im Gesicht in die Kameras lächeln. Da ist aber auch die Medizin selbst, die mit dem „Wunschkaiserschnitt“ eine gewisse Planbarkeit verspricht, was dem Denken und Empfinden des modernen Menschen entgegenkommt, der sein Leben in möglichst vielen Bereichen geklärt und kontrolliert wissen möchte. Hinsichtlich der Risiken, das zeigte vor Jahren die sogenannte Torontostudie, gibt es keinen Unterschied zwischen natürlicher Geburt und Kaiserschnitt. Dennoch gibt Klockenbusch der natürlichen Geburt den Vorzug. „Das Gefühl, eine Geburt aus eigener Kraft gemeistert zu haben, macht Frauen unbeschreiblich glücklich und zufrieden“, so seine Erfahrung. Die Vorteile für die Kinder selbst seien noch nicht bewiesen, es gäbe aber Hinweise, daß Neugeborene nach einer normalen Geburt weniger Anpassungsstörungen, insbesondere weniger Atemprobleme, hätten. Diese Aussagen stehen im Widerspruch zu dem, was Gynäkologen wie der Züricher Pierre Villars seit Jahren behaupten, nämlich, daß der Erfolg eines Kaiserschnitts praktisch vom Arzt garantiert werden könne, während die normale Geburt von den Launen der Natur abhänge. Villars: „Die Schwangere muß sich also zwischen der natürlichen Ungewißheit und der planbaren Gewißheit entscheiden.“ Diese Suggestion hat offenbar gewirkt und den Trend zur Kaiserschnittgeburt begünstigt. Dabei wird aber verkannt, daß die Geburt nicht die Mutter allein betrifft, denn genauso wichtig ist es, daß auch das Kind seinen Geburtstermin selber festlegen kann. Der Kölner Psychologe Hermann Josef Berk geht noch einen Schritt weiter: „Die Geburt ist eine Gemeinschaftsleistung von Mutter und Kind, die nicht ohne Not betäubt werden sollte.“ Und auch Klockenbusch unterstreicht: „Eine Geburt ist schließlich ein natürlicher Prozeß und keine Krankheit.“ Letztlich aber trifft jede Mutter außerhalb einer Notfallsituation ihre eigene Entscheidung. Wichtig ist dann, daß das gesamte Umfeld von Verwandten, Freunden, Bekannten und Geburtshelfern diese Entscheidung respektiert statt kritisiert.

> Prominente Frauen haben es vorgemacht

SUPER-ABOPRÄMIE

für ein Jahresabo der

Preußische Allgemeine Zeitung
Das Ostpreußenblatt
Das Ende der Reformen

Wolfgang Korall, Ernst- Otto Luthardt
Ostpreußen- Gestern und Heute

Über 240 Bilder zeigen Ostpreußen in seiner ganzen Vielfalt. Sechs Spezialthemen berichten über den berühmten Astronom und Mathematiker Nicolaus Copernicus, den Oberländischen Kanal, Bernstein - das Gold der Ostsee die Wolfsschanze. Ein Bildteil mit alten Schwarz-Weiß-Bildern von 48 Seiten führt zurück in die Zeit, als Ostpreußen noch nicht zerstört war und Königsberg eine lebendige Großstadt mit zahlreichen Sehenswürdigkeiten. Geb., 208 Seiten, ca. 300 Abb., Format: 24 x 30 cm

3 x Ostpreußen für Sie als Geschenk

Unser wertvolles Ostpreußen-Paket mit diesem schönen Buch und den beiden DVDs

Gestern & Heute
Ostpreussen
Rautenberg

3 x Ostpreußen für Sie

Schatzkästchen Ostpreußen, Doppel-DVD

Das „Schatzkästchen Ostpreußen" präsentiert die umfangreichste Sammlung alter Filme aus Ostpreußen.
Die 17 Dokumentarfilme wurden in den Jahren zwischen 1920 und 1945 gedreht:
Freuen Sie sich auf ein Wiedersehen mit alten Filmen, die seit Jahren nicht mehr zu sehen waren, und entdecken Sie völlig unbekannte Filmstreifen, die erst jetzt aus einem bislang verschlossenen Archiv der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden können.
Alle Filme sind ungekürzt in der ursprünglichen Bild- und Tonfassung, um den authentischen Charakter zu bewahren.
Auf eine Kommentierung aus heutiger Sicht oder neu gedrehtes Filmmaterial wurde verzichtet.
Als Extra bietet die Doppel-DVD den Film „Ostpreußen-Flieger", der die Geschichte des Segelfliegens auf der Kurischen Nehrung erzählt, sowie den Bonusfilm „Segelfliegerlager Leba".
Laufzeit: 195 Minuten + 126 Minuten Bonusfilme



Mit Bonusfilm Ostpreußen- Flieger

Ostpreußen: Reise in ein fremdgewordenes Land / Ermland und Masuren -

"Ostpreußen - Reise in ein fremdgewordenes Land": Eine Reise in das nördliche Ostpreußen ist heute eine Reise nach Russland und Litauen. Noch vor zehn Jahren war der Weg nach Königsberg nur mit besonderer Genehmigung möglich.
"Ostpreußen - Ermland und Masuren": Der Film zeigt die wichtigsten Orte mit ihren schönsten Sehenswürdigkeiten.
Die Reise führt über Allenstein, das "Gut Gartenpungel", über Nikolaiken, Mohrungen, Sorquitten, das Kloster "Heilige Linde", Hohenstein, Elbing, Marienburg, Frauenburg und zur ehemaligen Bunkeranlage "Wolfschanze" in Rastenburg.

Bonusfilm: "Ostpreußen - Reise in die Vergangenheit" - Der Film zeigt in wunderschönen historischen Aufnahmen aus den 30er und 40er Jahren Ostpreußen wie es einmal war: das Torfmoor bei Tawellingken, Felder und Siedlungen bei Trapphöhnen, der Hafen von Memel, die Ostmesse in Königsberg, der Oberländische Kanal, der verlandende Drausen-See, Flößer bei der Arbeit u.v.m.

Preußische Allgemeine Zeitung
Das Ostpreußenblatt
Das Ende der Reformen

Lesen Sie die
Preußische Allgemeine Zeitung

- **Informationen**, die Hintergründe aufzeigen.
- **Themen**, die Sie woanders nicht lesen.
- **Kommentare**, die aussprechen, was andere verschweigen.

ANTWORT COUPON

Einfach absenden an:
Preußische Allgemeine Zeitung
Oberstraße 14 b
20144 Hamburg
oder am schnellsten per SERVICE-TELEFON bestellen
Telefon: 040/41 40 08 42
Fax: 040/41 40 08 51
www.preussische-allgemeine.de

Schicken Sie mir bitte die Preußische Allgemeine Zeitung von der nächsten erreichbaren Ausgabe an für mindestens 1 Jahr und zusätzlich das Ostpreußen-Paket für z.Zt. nur EUR 99,60 im Jahr (inkl. Versandkosten). Mit dem Bezug der Preußischen Allgemeinen Zeitung werde ich gleichzeitig Mitglied der Landsmannschaft Ostpreußen. Gültig ist der jeweils aktuelle Bezugspreis. Die Prämie wird nach Zahlungseingang versandt. Für bestehende oder eigene Abonnements oder Kurzzeitabos (unter 12 Monaten) wird keine Prämie gewährt. Im letzten halben Jahr waren weder ich noch eine andere Person aus meinem Haushalt Abonnent der Preußischen Allgemeinen Zeitung. Prämienauslieferung solange Vorrat reicht. Lieferung nur innerhalb Deutschlands.

☒ Ja, ich abonniere für mindestens 1 Jahr die Preußische Allgemeine Zeitung und möchte das Geschenk- Paket Ostpreußen

☐ bequem + bargeldlos durch Bankabbuchung ☐ gegen Rechnung

Name/Vorname:

Straße/ Nr.:

PLZ/Ort:

Telefon:

Kontonummer:

Bankleitzahl:

Geldinstitut:

Datum, Unterschrift

MELDUNGEN

Deutsche setzen auf Werte

Wuppertal – Die „deutschen Tugenden“ sind nach wie vor lebendig. Die Deutschen sind im europäischen Vergleich überdurchschnittlich werteorientiert. Das berichtet das christliche Wirtschaftsmagazin „Faktor C“ mit Bezug auf eine Studie der BAT-Stiftung für Zukunftsfragen. Grundlage des Werte-Vergleichs waren Repräsentativbefragungen in Belgien, Deutschland, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Rußland, Ungarn und der Schweiz. Allein an Loyalität mangelt es den Deutschen, sonst liegen sie in allen Werte-Kategorien über dem Durchschnitt. „Spitze“ sind sie im Blick auf Hilfsbereitschaft, Pflichtbewußtsein und Verläßlichkeit. Auch in Punkto Freundschaft, Liebe, Freiheit, Freundlichkeit, soziale Gerechtigkeit und Verantwortung liegen die Bundesbürger über dem europäischen Durchschnitt. Bei den Finnen ist es der Gerechtigkeitssinn und bei den Schweizern das Verantwortungsgefühl. *idea*

Scheidungen bei Frommen

Ventura – Die Scheidungsrate frommer Christen in den USA unterscheidet sich kaum vom nationalen Durchschnitt. Jeder dritte US-Amerikaner, der einmal den Bund der Ehe geschlossen hat, ist mindestens einmal geschieden. Das hat das Meinungsforschungsinstitut Barna in einer Umfrage unter mehr als 5000 Erwachsenen herausgefunden. Bei Protestanten insgesamt beträgt die Scheidungsrate 34 Prozent, bei Katholiken 28 Prozent. Die Konfessionslosen und Atheisten weisen einen geringeren Anteil von Geschiedenen auf, nämlich 30 Prozent. Allerdings leben in dieser Bevölkerungsgruppe mehr Menschen ohne Trauschein zusammen. Insgesamt haben 78 Prozent der US-Bürger über 18 Jahren mindestens einmal den Bund der Ehe geschlossen. Bei den wiedergeborenen Christen sind es 84 Prozent, bei den Konfessionslosen und Atheisten 65 Prozent. Der Direktor des Meinungsforschungsinstituts, George Barna, beobachtet, daß junge verheiratete Christen zwar den guten Willen haben, zusammen zu bleiben, bis der Tod sie scheidet, aber sie seien nicht besonders optimistisch, daß ihnen das auch gelingen werde. *idea*

Ein Leben für Gott und die Armen

Ostpreußischer Dominikaner reist zu Fuß durch die Welt, um für Bolivien Spenden zu sammeln

Von GUDRUN SCHMIDT

Man hat sie vertrieben, die Deutschen aus Pommern, aus Schlesien, aus Ostpreußen. Die meisten von ihnen fanden im Westen Deutschlands eine neue Bleibe. Zuweilen aber wanderten sie weiter und siedelten in weit entfernten Regionen unseres Erdballs. So wie Gottfried Antonius Friedrich aus dem kleinen Ort Schulen im Ermland.

Vielleicht haben Sie ihn ja vor kurzem gesehen: den schwarzen Kapuzenmantel über dem weißen Dominikanerhabit, den braunen Brotbeutel in der Linken, den Rosenkranz in der Rechten, energischen Schrittes durch unsere Straßen eilend. Alle fünf Jahre hält sich Pater Canisius auf Heimaturlaub auf und durchquert Europa zu Fuß – oder läßt sich auch schon mal per Anhalter ein Stückchen mitnehmen. Unermüdlich ist er unterwegs und sammelt Geld für seine Aufgabe, die im fernen Bolivien auf ihn wartet, wo er, der gebürtige Ostpreuße, in der historischen Silberstadt Potosi Indios und ihre Familien in Brot und Arbeit bringt und dabei die dortige fast verfallene historische Dominikanerkirche samt Kloster in altem Glanz wiedererstehen läßt.

Als Gottfried Antonius Friedrich erblickte Pater Canisius 1933 in Königsberg das Licht der Welt – „im Katharinen-Krankenhaus“, wie er gern hinzufügt. In Schulen im Kreis Heilsberg im Ermland ging er zur Schule, bis die Rote Armee einmarschierte. Noch heute erinnert er sich an die Einzelheiten. Der Vater war im Krieg, die Mutter mit vier Kindern, das jüngste gerade zwei Monate alt, allein. „Wir sollten auf dem letzten Tank mitgenommen werden, um zu fliehen“, erzählt er. „Aber die Mutter hatte Angst, daß wir bei der Kälte unterwegs erfrieren. So entschied sie sich, dazubleiben und lieber darauf zu hoffen, nicht zu denen zu gehören, die von den anrückenden Russen erschossen werden.“ Sie überlebten. Aber 90 der 400 Einwohner des kleinen Örtchens Schulen wurden von den russischen Soldaten ermordet – die meisten von ihnen waren Frauen und Kinder.

Ende 1945 mußten die Friedrichs – wie Millionen andere Deutsche – die Heimat verlassen. Zu Fuß und in Güterwagen ging es über Allenstein und Schneidemühl in Richtung Frankfurt / Oder bis Berlin und schließlich in ein Flüchtlingslager nach Brandenburg an der Havel. Schon bald sollte sich abzeichnen, wohin den kleinen Gottfried Antonius sein Lebensweg führen würde. Er durfte in Berlin ins Canisius-Colleg zu den Jesuiten zur Schule gehen. Später lernte er die Dominikaner kennen und trat in Warburg in Westfalen in ihren Orden ein. „Mir gefielen die schönen Meßgewänder“, gesteht er lachend. „Der Pfarrer besaß sogar eine Soutane für den Winter, die mit Pelz gefüttert war, und für den Sommer hatte er noch eine ‚schludrige‘.

Wenn Pater Canisius erzählt, dann kann er seine ostpreußische Heimat nicht verleugnen. Auch das typische „nuscht“ statt „nichts“ geht ihm noch gut über die Lippen. – Aber die schönen Meßgewänder waren natürlich nicht der eigentliche Grund für seinen Entschluß, ins Kloster zu gehen. Er wollte seinen Glauben leben und sich in den Dienst Gottes stellen, um Menschen in ihren Nöten zu helfen. Schließlich hatte er selbst genügend Elend erlebt und wußte, was es bedeutete, arm und heimatlos zu sein.



Pater Canisius: In Deutschland auf Spendentour Foto: G. Schmidt

Im Jahr 1960 wurde er in Walberberg (zwischen Bonn und Köln gelegen) bei den Dominikanern zum Priester geweiht. Er verbrachte Zeiten in Frankreich und in Spanien und gelangte vor 45 Jahren ins ferne Bolivien, wo sein Einsatz es von Anfang an erforderte, ein Rundum-Talent zu sein. „Ich war und bin in Bolivien nicht nur Priester, sondern gleichzeitig Bauinspektor, Restaurator, Klostergärtner, Sparkassendirektor und natürlich Almosensammler“, beschreibt er seine Tätigkeit.

San Isidro hieß der Ort, benannt nach dem Patron der Ackerbauern, in dem er in Bolivien zunächst 15 Jahre tätig war. Mit der Idylle seiner ostpreußischen Heimat hatte diese Gegend wenig zu tun. Wenn Pater Canisius seine Schäfchen alle regelmäßig besuchen wollte, mußte er jeden Monat fast 300 Kilometer zurücklegen – nicht im Auto, sondern zu Fuß. „Das hält munter!“ Und seine ostpreußische Zähigkeit kam ihm dabei sehr zugute. So feierte er nicht nur Messen, hörte nicht nur Beichten, sondern half den Menschen, Kirchen, Schulen und Wasseranlagen zu bauen und Dorfplätze zu gestalten. „Ich habe auch einen Markt eingerichtet“, erzählt er.

Woher er das Geld für alle diese Projekte hatte? Das habe er bei seinen regelmäßigen Rundwanderungen von Dorf zu Dorf auf Festen bei den Leuten gesammelt. Schließlich sei es wichtig, daß sich jeder erst mal selbst engagiere. Wenn Geld für ein Projekt fehlte, habe er gesagt: „Wir brauchen 5000 Dollar. Wenn ihr 2000 Dollar zusammenbringt, gibt der Staat noch mal 2000 dazu. Den Rest suche ich beim lieben Gott.“ – Das habe immer funktioniert. Später richtete er sogar eine kleine Privatbank ein und verlieh Geld – gegen niedrigere Zinsen als der Staat sie verlangte. Die auf diese Weise verdienten Summen konnte er dann wieder in neue Projekte stecken.

Auch während seiner Europa-Aufenthalte nutzt er die Zeit und sammelt unermüdlich, um seinen Einsatz für die Menschen in Bolivien fortsetzen zu können. Es macht ihm dabei nichts aus, wenn er zu später Stunde keine Bleibe findet. Dann wandert er weiter oder verbringt die Nacht in einer Kirche betend vor dem Allerheiligsten, um am nächsten Morgen frisch und munter weiterzuwandern.

Seit sechs Jahren geht er einer besonders schwierigen Aufgabe nach. Er will die altehrwürdige Dominikanerkirche und das dazugehörige Kloster in Potosi, der berühmten Silberstadt, vor dem Verfall retten. Wegen der Silberbergwerke war Potosi einmal eine reiche Bergbauansiedlung. Schon um 1600 gehörte sie zu den größten Städten der Welt. Doch die üppigen Silbervorkommen erschöpften sich, und heute schuften die Menschen dort für einen Hungerlohn unter haarsträubenden Bedingungen in verrotteten Minen, um vor allem Zinn, Zink und Kupfer und die letzten Spuren Silber zu fördern. Sogar Kinder müssen in den Minen arbeiten. Kein Wunder, daß die Lebenserwartung der Menschen dort bei 38 Jahren liegt.

Das Klima in Potosi ist wenig einladend. Da die Stadt 4000 Meter über dem Meeresspiegel liegt, fallen die Temperaturen selbst zur warmen Jahreszeit nachts oft weit unter den Nullpunkt. Auch mitten im bolivianischen Sommer, zum Beispiel während der Mitternachtsmette am Heiligen Abend, kann es so kalt werden wie im ostpreußischen Winter.

Auch wenn Pater Canisius noch manches Mal in Gedanken in seiner Heimat Ostpreußen weilt, an die schöne alte Kirche in Schulen denkt, die auf Feldsteinsockel abseits des Dorfes als Backsteinbau um 1400 entstand, ist er inzwischen zu Hause in Potosi. Immerhin sind die Dominikaner dort seit Jahrhunderten beheimatet. Die wunderschönen kolonialen Bauten der alten Silberstadt samt der Dominikanerkirche und dem Kloster zeugen immer noch vom Glanz besserer Zeiten und zählen inzwischen zum Weltkulturerbe.

Auch diese Kirchengebäude haben eine wechselvolle Geschichte. Nach der Unabhängigkeit Boliviens 1826 eignete sich der Staat den kirchlichen Besitz an und machte aus dem Kloster ein Gefängnis. Erst nach 170 Jahren, im Jahr 2001, gab er die inzwischen ziemlich verrotteten Gebäude zurück, und der Staatspräsident entschied, daß daraus wieder ein Konvent werden solle.

Obwohl noch vieles zu tun bleibt, sind die Gebäude inzwischen zu wahren Schmuckstücken herangereift. Der Staatspräsident war bei seinem Besuch so begeistert davon, daß er spontan für die Kirche eine neue schöne Kirchentür stiftete. Pater Canisius, der Ostpreuße, hat es mit unerschütterlichem Gottvertrauen geschafft, daß aus den verfallenen Gebäuden wieder ein Ort der Andacht und des Gebetes geworden ist. Und er will nicht eher ruhen, bis das Werk vollendet ist.

Parteien sollten kein Geld aus Steuern erhalten

Betr.: „Parteien wollen erneut mehr Geld“ (Nr. 17)

Meiner Überzeugung nach sollten die Parteien überhaupt kein Geld bekommen, sondern sich aus eigener Kraft von eigenen Beiträgen erhalten. Es ist doch überhaupt nicht einzusehen, warum der Steuerzahler die Parteien finanzieren soll, die doch alle nur für ihren eigenen Vorteil arbeiten. Sie wollen doch nicht regieren, um sich für die Bürger aufzuopfern.

Wir können nur das Glück haben, daß der Vorteil für den Politiker auch uns nützt. Und wenn es zu Wahlen kommt, dürfen wir zwar unsere Stimmen abgeben, aber wen sollen wir denn wählen? Es würde sicher dem Ansehen der Parteien gut bekommen, wenn sie nicht uns Steuerzahlern auf der Tasche lägen.

Hans-Walter Grünberg, Gera

Mißbrauch unserer Sprache

Betr.: „Wenn nicht mehr drin ist, was draufsteht“ (Nr. 20)

Es gehört wohl zu unserer Zeit, daß man sich auf nichts und niemanden außerhalb des eigenen Familien- und Freundeskreises verlassen kann, und auch da gibt es Enttäuschungen.

Die Zerstörung der Grundwerte unserer Gesellschaft hat Methode, und zu ihr gehört auch der Mißbrauch unserer Sprache. Nicht einmal auf ihre Inhalte ist Verlaß. Dazu passen Totschlags-Vokabeln, mit denen in die Ecke gestellt wird, wer nicht das Richtige meint, worüber eine winzige Minderheit unter Beteiligung vieler Medien das Sagen hat.

Ausländerfeindlichkeit, Rechtsextremismus oder soziale Gerechtigkeit sind Beispiele für Begriffe, deren Inhalte nach Bedarf bestimmt werden.

Reinhard Patznick, Dresden

Arm und reich

Betr.: „In die Armut getrieben“ (Nr. 21)

Es ist ja bekannt, daß auch die Armut immer wieder neu bestimmt wird. Es ist also nicht arm, wer arm ist, sondern der, der von Fachleuten als arm befunden wird. Es ist eine Willkür-Einstufung, mit der man schnell ins Schleudern kommt, wenn man sie mit der Armut in der Welt vergleicht. Und wir müssen ja auch noch danach fragen, warum jemand „arm“ ist. Und da gibt es doch leider nicht wenige Mitbürger, die wenig Lust zur Arbeit haben und am liebsten nur die Hand aufhalten und es dabei zur Meisterschaft gebracht haben. Zuwanderer haben da auch schon großartige Fähigkeiten entwickelt. Leider muß man aber auch nüchtern feststellen, daß die Kluft zwischen wirklich Reichen und anderen immer größer wird. Und das muß sich ändern. Wer arbeitet und etwas leistet, muß auch angemessen verdienen können.

Ursula Schoenefeld, Aurich

Politik entdeckt die Armen: Die Linke will die Reichen mehr heranziehen, um alle annähernd „gleich reich“ zu machen. Foto: ddp

Lee war Vorbild

Betr.: „An der Spitze der Konföderierten“ (Nr. 21)

Dem Verfasser dieses Beitrages gebührt größter Dank. Endlich hat mal jemand die wahren Gründe für die Sezession der Südstaaten der USA und den dann folgenden Krieg (1961–1865) aufgezeigt. Wie recht hat der Verfasser, wenn er sagt: „Am Ende siegte Geld, Eisen und Propaganda über das Recht und die Kultur.“ Der Vergleich mit der Europäischen Union und Deutschlands heutiger Lage darin ist sehr berechtigt.

Den Ausführungen des Verfassers sei noch folgendes angefügt: Die Südstaaten hatten in General Robert E. Lee einen Oberbefehlshaber ihrer Truppen, der als leuchtendes Vorbild in die Militärgeschichte eingegangen ist. Auf deutschen Kriegsakademien wurde vor dem Ersten Weltkrieg und zwischen den Weltkriegen General Lee als menschliches Vorbild und als Genie der Taktik dargestellt.

Friedrich C. Albrecht, Ehlershausen

Sowjets waren gar nicht fähig, uns anzugreifen!

Betr.: „Und nun spricht Stalin aus den Archiven“ (Nr. 21)

Beim Lesen Ihres Artikels erinnerte ich mich an die Begegnung mit einem Priester auf meiner Polen-Reise 1966. Dieser bemühte sich, mich von der unbefleckten Empfängnis der Maria, was uns den Erlöser bescherte, zu überzeugen. Er hätte in unzähligen Kloster-Archiven nachgeforscht und nichts Gegenteiliges gefunden. Selbst Josef, Marias Mann, sei ja davon überzeugt gewesen. Dieses fundamentale Märchen der christlichen Lehre ging mir durch den Kopf, als ich Ihr Märchen von Stalins Welteroberungsplänen las. Nicht mit der verführerischen Ideologie des Kommunismus träumte er die Welt zu erobern, nein, mit Waffengewalt wähnte er, dies zu erreichen. Ich gestehe, ich habe damals ebenso gedacht wie Bogdan Musial jetzt und ging daher freiwillig zur Wehrmacht – aus Furcht vor dem bolschewistischen Untermenschentum. Aber ab Mitte 1941 sah ich das anders auf Grund meiner Kriegserlebnisse und was ich als Dolmetscher von Kriegsgefangenen und Zivilisten erfahren habe. Anfangs waren die Sowjets damals primitiv gerüstet und schlecht ausgebildet, dazu war ein Viertel von ihnen Analphabet. Ich behaupte, daß die Sowjets uns nie angegriffen hätten, weil sie dazu nicht fähig waren. Der beste Beweis ist ja der Ablauf der Barbarossa-Aktion. Wir hätten gesiegt, wenn nicht der katastrophale Winter 41/42 uns gestoppt hätte. Das Schicksal wollte es, daß ich eine Zeitlang losen Kontakt zu General von der Schulenburg hatte. Er war, wie Sie wissen, der letzte deutsche Botschafter in Moskau und wurde 1944 hingerichtet. Ab September 1941 war er in Bobruisk mit dem Aufbau einer russischen Polizei-Truppe beauftragt. Aus seinen Vorträgen und Gesprächen bekam ich mit, daß dieser Mann den Überfall auf die Sowjetunion bedauerte und richtig traurig darüber war. Damals habe ich auch das erste Mal vom Vertrag von Rapallo erfahren und was dahinter steckte. Später, so ab 1962, war ich etliche Male in der SU. In Gesprächen mit Journalisten und Intellektuellen wurde ich immer gefragt: Warum dieser Überfall?! Ich konnte ihnen keine Antwort geben. Heute wüßte ich es nach der Lektüre Ihres Märchen-Artikels, aber heute fragt mich keiner mehr. Nichts für ungut! Ich habe es nur gut gemeint – der Wahrheit zuliebe. Ansonsten denke ich weiterhin national und handle sozial, bin also ein Nazi aus heutiger Sicht. Und bleibe es, provoziert von einer Enkelin, die in Berlin bei der Antifa tätig ist, von Staatsgeldern finanziert, und sich nicht geniert, mit einem Farbigen ins Bett zu gehen. Bin gespannt, was da rauskommt!

Wilhelm Müller, Friedrichsdorf

Einer lebt noch

Betr.: „Der letzte seines Schlages“ (Nr. 19)

Hans Heckel hat in ergreifender Weise einen Nachruf auf Philipp Freiherr von Boeselager verfaßt. Mit seinem Tod verstarb allerdings nicht „Der letzte seines Schlages“.

Nach wie vor lebt tatsächlich der letzte Mitverschwörer vom 20. Juli 1944. Ewald Heinrich von Kleist-Schmenzin (geb. 1922), damaliger Leutnant im IR 9. Er wollte sich durch persönlichen Einsatz opfern und Hitler testen. Kleist trug den Sprengsatz am Körper, bei der Vorführung von neuen Uniformen wollte er sich mit Hitler in die Luft sprengen, Hitler erschien nicht. Er konnte sich am 20. Juli 1944 aus dem Bendlerblock heraus retten, Ermittlungen gegen ihn wurden eingestellt, es fehlten hierfür Beweise. An die Front versetzt, überlebt er. Sein Vater Ewald wurde hingerichtet. Jetzt geht es wahrscheinlich wieder los: pro und contra 20. Juli 1944. Erst vor einiger Zeit fand in der *PAZ* ein heftiger Schlagabtausch in dieser Hinsicht statt. Was viele nicht wissen oder nicht wissen wollen, drei Generalfeldmarschalle und ein Generaloberst wußten von den Attentatsvorbereitungen, ohne sich auf die Seite der Putschisten zu schlagen. Von Generaloberst Fromm ist die Aussage überliefert: „Vergeßt mir den Keitel nicht.“

Bernd Dauskardt, Hollenstedt

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Wolf Oschlies

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen eV., Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 Euro monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 Euro monatlich, Luftpost 14,50 Euro monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **2306**

Friedrich der Große vermittelt Heimatgefühl

Betr.: „Ostpreußen bleibt“ (Nr. 21)

„Ostpreußen bleibt“ – das ist auch für mich Tradition und Verpflichtung, aber auch eben jene hervorragende Rede des Sprechers der Landsmannschaft Ostpreußen, Wilhelm v. Gottberg. Danke.

Im Geiste Preuße, so nenne ich insgeheim meine landsmannschaftliche Zugehörigkeit. Zudem sage ich: endlich angekommen, in Norddeutschland, in Hamburg, wo ich auf Arbeit bin. Angekommen, da mir die norddeutsche Sachlichkeit zusagt. Im Elternhaus meiner deutsch-dänischen Vermieterin hängen mehrere historische Fotografien und Bilder, eines porträtiert Friedrich den Großen – endlich angekommen!

Frank Gerlich, Seevetal

Und die Unmenschlichkeit begann

Betr.: „Humanität im Krieg möglich“ (Nr. 16)

Dieser Artikel hat mich sehr bewegt, weckt er doch alte Erinnerungen in mir. Ich gehöre zu den noch ganz wenigen lebenden Soldaten, der dieser Austauschaktion als schwerverwunderter und nicht mehr kampffähiger Soldat angehört hat. Dem von Herrn v. Leesen geschilderten Gesamtbild möchte ich noch zwei Mosaiksteine aus persönlichem Erleben hinzufügen.

Vorweg bestätige ich, daß die Amerikaner uns zwar distanziert aber korrekt behandelt haben. Es gab aber auch Ausnahmen. Eine solche erlebte ich gleich nach meiner Ausschiffung in Boston. In einem US-Army-Hospital erhielten wir neue Transportverbände. Dies war erforderlich, weil wir weiter in den Präriestaat Oklahoma verlegt werden sollten. Für mich war es der erste Verbandswechsel ohne Narkose. Ich kam nunmehr hier in die Hände eines Arztes im Majorsrang. Mit kräftigem Ruck riß er den Verband von meinem Stumpf. Der verursachte Schmerz ließ mich laut aufschreien. Da bekam ich aus einem lächelnden Gesicht in bestem Hochdeutsch zu hören: „Siehst du, alles für Hitler, du Nazi!“ Ich war damals 19 Jahre jung und sehr arglos. Ich hätte also erkennen müssen, wer mich behandelte. Bei allem Groll den dieser Emigrant gegen uns hegte, hätte er sich bewußt sein müssen, daß er unter dem Zeichen des Äskulapstabes stand, der zu korrektem Verhalten verpflichtet. Zum ersten Mal in meinem Leben vernahm ich hier das Wort Nazi – heute eine geläufige Vokabel. In meiner Gefangenschaft machte ich auch Bekanntschaft mit der amerikanischen Wegwerfmentalität, und zwar vor allem, was Lebensmittel betraf.

Mitte Januar traf unser Transport in Konstanz am Bodensee ein. Wir waren dankbar und überglücklich, wieder deutschen Boden betreten zu dürfen.

Aber was war das für ein Deutschland? Die Städte zerstört, an den Trümmern hasteten ausgemergelte und übermüdete Menschen vorbei. Die Alliierten bombardierten unsere Städte rund um die Uhr. Am Tag flogen die Amerikaner, nachts kamen die Engländer. An den Chausseen und Feldrändern waren in Abständen Schutzlöcher ausgehoben, in die man sich flüchten konnte, wenn die Jabos im Tiefflug Jagd auf Zivilisten machten. Der Krieg hatte andere Formen angenommen. Man bekämpfte nicht nur mehr die Kombatanten, sondern kämpfte auch gegen ihre Kultur.

Anders kann man die Zerstörung von Städten wie Hildesheim und Potsdam nicht erklären. Der Krieg war in eine inhumane Form übergegangen – soweit Kriege überhaupt „human“ sein können. Siehe hier wiederum den Artikel von v. Leesen.

Dr. rer. nat. Hans-Joachim Meyer, Alfeld

Findiger Prinz

Betr.: Hundert Jahre Scheibenwischer

Hohenzollernprinz Heinrich von Preußen (1862–1929), jüngerer Bruder von Kaiser Wilhelm II., wurde 1909 nicht nur Großadmiral und Generalinspekteur der kaiserlichen Marine, er war auch ein großer Anhänger des Motorsports und Präsident des ältesten deutschen Automobilklubs.

Wenig bekannt ist, daß er auch den Scheibenwischer erfunden hat.

Vor genau 100 Jahren wurde ihm vom Reichspatentamt die Urkunde für seine Erfindung auf den ersten manuell betätigten Scheibenwischer für Automobile ausgestellt.

Prinz Heinrich wurde in Potsdam geboren, war sehr populär und starb im 67. Lebensjahr bei Eckernförde.

Dieter W. Leitner, Pfungstadt

Von den an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt. Alle gedruckten Leserbriefe werden auch ins Internet gestellt.

MELDUNGEN

Neu gewichtet: Inflation bei zwölf Prozent

Berlin – Die „wahrgenommene Inflation“ übersteigt die vom Statistischen Bundesamt errechnete Preissteigerung um ein Mehrfaches, sie lag im März bei 12,8 und im April bei 11,6 Prozent. Dies errechnete der Schweizer Statistikexperte Hans Wolfgang Brachinger für die „Wirtschaftswoche“. Bei der „wahrgenommenen Inflation“ werden die Waren nach der Kaufhäufigkeit gewichtet und nicht nach ihrem Anteil an den Gesamtausgaben. Daher fallen langlebige Güter wie Autos hier nicht so ins Gewicht wie etwa Nahrungsmittel.

Edathy will säubern

Berlin – Der SPD-Bundestagsabgeordnete Sebastian Edathy und sechs Fraktionskollegen haben Bundestagspräsident Norbert Lammert (CDU) „gebeten“, die Wochenzeitung „Junge Freiheit“ (JF) aus der Pressedatei des Parlaments zu entfernen. Die konservative „JF“ steht seit Jahren unter Beschuß von Linksaußen.

ZUR PERSON

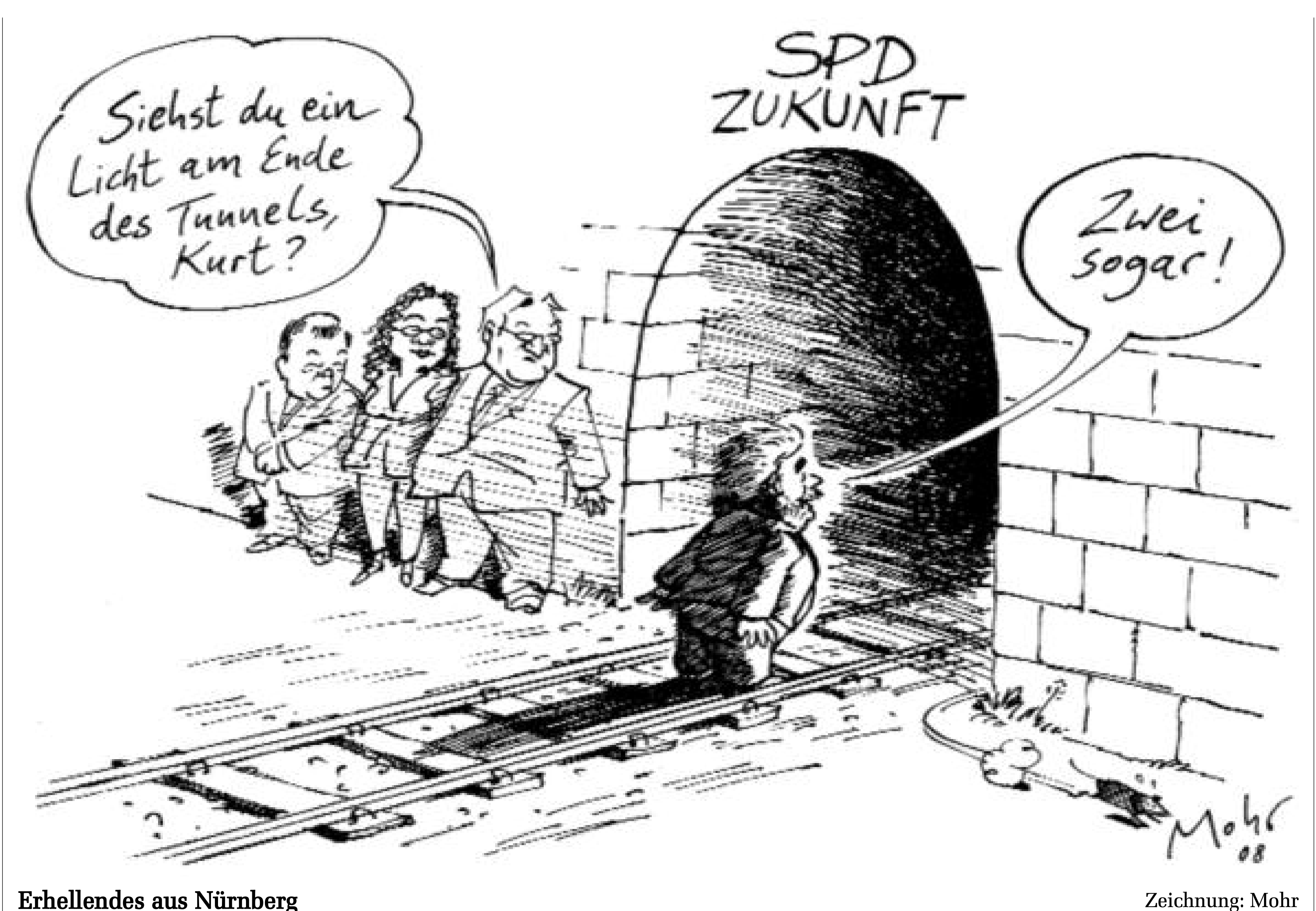
Bedroht er Westerwelle?



Daß Guido Westerwelle sich darüber gefreut hat, daß der diesjährige Parteitag der FDP von einer spannenden Steuerdiskussion belebt wurde, ist wohl eher nicht anzunehmen. Wobei es weniger die lebendige Debatte war als die Seite, von der aus sie geführt wurde, die tief in seinem Innern für Unmut gesorgt haben dürfte.

Da hatte das Führungsgremium der FDP unter der Führung Westerwelles das vom Steuerexperten Otto Solms vorgetragene Steuerkonzept zuvor abgesegnet und nun von allen 662 Delegierten feiern lassen wollen, da sorgte der nordrhein-westfälische Landesvorsitzende **Andreas Pinkwart** für Unruhe, in dem er mehr Mut bei der Steuerreform forderte und ein eigenes Konzept präsentierte. Zwar hielt der Professor für Betriebslehre, der seit 2005 aufgrund seines Ministerpostens in NRW von seiner Universitätsstelle beurlaubt ist, eine ziemliche trockene steuerpolitische Vorlesung mit bunten Balkendiagrammen; doch das reichte, um die nicht sonderlich verwöhnten Liberalen zu begeistern.

Auch wenn am Ende Solms Steuerkonzept obsiegte, waberten prompt Gerüchte durch die Medien, Pinkwart könnte den bisher ziemlich glücklosen Westerwelle als FDP-Chef beerben. Kein Wunder also, daß der 1961 geborene Westerwelle den sogar ein Jahr älteren Minister für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie sowie Stellvertretenden Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen mit Argwohn betrachtet. Im Gegensatz zu Westerwelle hat Pinkwart allerdings Regierungserfahrung und ist als Wirtschaftsexperte auch im Wissenschaftsbereich anerkannt. Und auch in der Wirtschaft wird Pinkwart, der zur Mittelstandsökonomie forschte, geschätzt. *Bel*



Erhellendes aus Nürnberg Zeichnung: Mohr

Sichtwechsel

Wie uns Gysi begeistert, was Becks Fuß in der Hintertür soll, und welch tolle Sachen Franziska Drohsel in alten Truhen findet / Der Wochenrückblick mit Hans Heckel

Es gibt eine Form der Arroganz, die begeistert. Haben Sie Gregor Gysi im Reichstag gesehen? Fabelhaft: Nein, mit der Stasi hat er nichts zu tun gehabt. Und warum nicht? „Ich hatte Gespräche mit dem Zentralkomitee, der führenden Kraft der DDR. Ich brauchte keine Kontakte mit der Staatssicherheit!“, dozierte der Cheflinke im Parlament über die innersten Strukturen des Arbeiter- und Bauernstaats und seine herausragende Rolle in dem Unternehmen.

„Da setzt di nieder!“, würde wohl ein Bayer dazu sagen. Man muß es sich nur etwas allgemeiner, weg von der Person Gysi, zusammenreimen, um die Szene zu fassen: Da wird also jemand bezichtigt, mit der Geheimpolizei einer totalitären Diktatur gekungelt zu haben. Und wie kontert der? „Was? Ich und die Geheimpolizei? Hör mal, Schätzchen: Ich bin beim großen Diktator persönlich ein- und ausgegangen! Da mußte ich mich doch nicht mit seinen Spießgesellen abgeben!“

Wenn Frechheit siegt, hat die Linke den Wahlsieg 2009 schon in der Tasche. Und die Freunde von der SPD an der Hand. Die sind sich nur nicht im klaren, wann sie die Verlobungsanzeige schalten sollen. Sie trauen sich nicht recht. Die verfahrene Lage in Hessen schmerzt derweil wie ein fauler Zahn, den man mit einer Glaubwürdigkeitskappe überdeckt hat, statt den sozialdemokratischen Antikommunismus an der Wurzel zu packen und auszureißen.

Parteichef Beck vergißt aber nie, seinen Fuß unauffällig ins Hintertürchen zu stellen, wenn er wieder einmal jede Zusammenarbeit mit der Linken auf Bundesebene ausschließt: Immer fügt er dabei leise an: „... aus heutiger Sicht.“ Sichten ändern sich. Politiker gefallen sich besonders im Wechsel ihrer Sichten. Nur selten sagen sie über ihre vergangenen Fehler: „Ja, das war falsch, und das bereue ich auch, weshalb ich seitdem kleinere Brötchen backe.“ Nein, statt dessen belehren sie uns noch nachträglich: „Also aus heutiger Sicht würde man das wohl für verfehlt halten, aber aus damaliger Sicht konnten wir kaum anders, als ...“ Manchmal werden sogar diejenigen, die „damals“ schon eine Sicht vertraten, die sich erst „aus heutiger Sicht“ als richtig erweist, dafür bestraft, daß sie „damals“ eine aus „damaliger Sicht“ unvertretbare Meinung vertraten. Hä? Schwer verständlich, und es ist auch eine ziemlich krumme Sache, darum hier ein Beispiel, an das sich die meisten erinnern.

Der TV-Journalist Gerhard Löwenthal galt mit seinem „ZDF-Magazin“ den fortschrittlichen Kräften der 70er und 80er Jahre als das Böse schlechthin, ein kalter Krieger, ein Friedensfeind, ein Kommunistenfresser, ein ... ach, was noch alles!

Zwar konnte schon damals jeder erkennen, daß Löwenthal recht hatte mit seinen scharfen Attacken auf den SED-Staat und dessen Machenschaften gegen die eigenen Bürger. Sehen konnte das jeder, auch im dicksten Nebel der Beschönigungen. Man mußte es nur wollen.

> Recht zu behalten, wo die Großsprecher irrten, zieht ihren unstillbaren Haß nach sich

1989 klarte die Sicht plötzlich auf, die Löwenthal-Steiniger sahen nun auf einmal ganz schön schäbig aus. Aber haben sie den Geschmähten etwa rehabilitiert? Sich gar bei ihm entschuldigt?

Aber niemals! Löwenthal blieb auf der schwarzen Liste der „Mainstreamer“ kleben, weil er „aus damaliger Sicht“ als „kalter Krieger“ und „Kritiker der Entspannungspolitik“ hervorgetreten sei. Man mied ihn bis zu seinem Tode 2002. Der 1922 geborene Löwenthal, der als Jude die NS-Zeit unter dramatischen Umständen in Berlin überlebt hatte, trug's mit Gleichmut.

Wir aber können daraus lernen: Teile stets die Sicht der Zeitgeistdesigner. Später recht zu bekommen, wo die großen Vorsprecher geirrt haben, ist gefährlich. Es zieht ihren unstillbaren Haß auf Dich. Plapper besser ungehemmt das, was im Moment ankommt. Morgen kannst Du Dich immer noch mit in den Wandel der Sichten verkrümeln, falls man Dich mit Deinen Lügen behelligt.

So kommt man bequem durch die Sichtwechsel, allerdings kann das auf Dauer langweilig werden. Wo bleibt der Kitzel der Vorreiterrolle? Des inszenierten Radikalismus?

Gemach, auf den muß man nicht verzichten, zumindest, wenn man einige Voraussetzungen erfüllt: Der erfolgreiche Radikale fordert nur Sachen, mit denen die Großkopferten zwar heimlich sympathisieren, die ihnen zum Selbersagen aber doch zu extrem oder einfach zu bescheuert erscheinen. Solche Radikalen werden dann nicht als „gefährliche Extremisten“ verteufelt, sondern als „aufmüpfige Querdenker“ und „Heißsporne“ apostrophiert, was sie im Grunde sympathisch macht und ihrer späteren Karriere nach dem Abkühlen nur förderlich sein kann.

Und wenn einem nichts einfällt? Macht auch nichts: Die Jusos haben die schweren Truhen ihrer Altvorderen durchwühlt und allerhand vergilbten Kram aus der Zeit um 1970 gehoben. Das Zeug ist zwar uralt und stinkt erbärmlich nach vergammeltem Positionspapier, aber die erschmökerten Texte klingen unwiderstehlich radikal. Zumindest in den Ohren von politischen Jungspatzen im Format von Juso-Chefin Franziska Drohsel.

So haben die Jungsozialisten die Überzeugung exhumiert, „daß der Kapitalismus überwunden werden muß“. Um die ganze SPD von den Spuren des Erwachsenwerdens zu säubern und in ihr linksradikales Zeltlager zu locken, wollen die Jusos „linke Kräfte von der Notwendigkeit eines sozialistischen Engagements in der SPD überzeugen“. Ob Sahra Wagenknecht die Signale gehört hat?

Nein? Dann kommen die Jungsozialisten eben selber bei ihr vorbei, um es ihr noch einmal direkt zu sagen: Sie wollen ein „linkes Zukunftsprojekt entwerfen, und für dessen konkrete Umsetzung kämpfen“. Darüber wollen sie mit Grünen und Linkspartei sprechen.

Den unter 50jährigen dröhnt das Gedrohsel wie Kettenrasseln aus dem ideologischen Jenseits durch den Kopf – die können dieses paläomarxistische Gequalster doch unmöglich ernst meinen! Ach, und warum nicht? Wie hieß es noch: Die Geschichte wiederholt sich zweimal, erst als Tragödie, dann als Farce.

Ist das jetzt die erste oder zweite Wiederholung? Womöglich endet es in beidem zusammen: in einer tragischen Farce. Einiges ist nämlich etwas anders als vor über 30 Jahren, als die Jusos ihr letztes radikalsozialistisches Bäuerchen hervorpreßten: Damals waren die Kassen vom Wirtschaftswundergeld prall gefüllt. Der „rheinische Kapitalismus“ stand in der Blüte seiner Jahre und ließ sich bereitwillig Milliarden an Spielgeld für interessante sozialistische Experimente abknöpfen. Es war die schönste aller Welten: Man konnte wie besessen Sozialimus spielen, weil Papa Kapital alles zahlte.

Das war einmal: Das Kapital ist vom zahlungsbereiten Papa zum streunenden Vagabunden verkommen, der sich niederläßt, wo man nett zu ihm ist, und der seine Kinder bedenkenlos vor die Tür setzt, wenn die Verführung rumänischer Billigarbeiter von den Karpaten winkt. Und den Staatsetat, der Anfang der 70er noch rank und schlank daherkam, hat die Schuldenwampe längst auf die Seite gekippt.

Die Geldbeschaffung wird also schwieriger als in den 70ern. Da trifft es sich gut für Frau Drohsel, daß die Mutterpartei SPD mit ihrem neuesten Steuermodell schon mal das Feld sondiert hat für die notwendigen Beutezüge in der Zeit von Rot-Rot. Da das große Kapital über viel zu viele Fluchtwege verfügt, will man sich auf die Mittelschicht stürzen, die hier bekanntlich weitgehend festsitzt.

Fluchtgefahr stellt sich bei der Mittelschicht erst ein, wenn sie weitgehend enteignet und das Land an die Wand gefahren ist. Dann folgt der tragische Teil der Farce: Da sich Sozialismus erfahrungsgemäß nicht selber finanzieren kann, ist der Bankrott unvermeidbar. Und was macht Franziska Drohsel dann. Nun, sie wird uns erklären, daß das böse Ende ja keiner ahnen konnte, weil es „aus damaliger Sicht ...“, wir kennen den Rest.

ZITATE

*Angela **Merkel** hat in der Unionsfraktion über die **SPD-Führung gelästert**:*

„Ich weiß nicht, wen ich morgens anrufen soll, den Übergangsvorstand oder gleich Frau Nahles.“

*Die im Juli beginnende EU-Ratspräsidentschaft Frankreichs unter Präsident Nicolas Sarkozy läßt bei der **Warschauer Tageszeitung „Dziennik“** Hoffnungen auf ein **Bündnis gegen Deutschland** keimen:*

„Er (Sarkozy) könnte eine Front bauen, die ein Gegengewicht zur Macht Deutschlands bildet ... Zwischen Polen und Frankreich gibt es keine Streitpunkte. Völlig anders ist es mit dem anderen großen Partner Polens: Mit Deutschland sind wir in der Frage der Ostsee-Pipeline und über die Vielfalt der Energiequellen zerstritten. Sarkozy sollte ein profranzösisches Bündnis in der EU errichten. Je stärker es würde, desto besser für Polen.“

*„Focus“-Chefredakteur Helmut **Markwort** stellte zu Gregor **Gysi** diese Woche fest:*

„Sein Charakter erlaubte es ihm, im Unrechtssystem der DDR genauso oben zu schwimmen wie jetzt in der Bundesrepublik. Gregor Gysi ist der perfekte Wendehals, der überall Karriere macht.“

Euro-Sexismus

Das Jahr, in dem der Euro kam,
war voller Dissonanzen,
frustrierte aber ganz infam
die Gilde der Emanzen:

Begraben wurde ja die Mark,
die lange Zeit bewährte,
die weiblich war und drum so stark,
daß jeder sie begehrte!

Der Euro, der ist männlich bloß
und er genießt Vertrauen
allein, weil im Kontrast so groß
zum Dollar, diesem flauen.

Das Euro wär' geschlechtsneutral
noch grade angegangen,
nur war man eben wieder mal
vom Matscho-Wahn befangen.

Indes, die Hoffnung kehrt zurück:
Es ist für rund drei Wochen
als feminines Gegenstück
die Euro angebrochen!

Doch leider – höchstens werden das
die Fußballbräute schätzen,
denn maskulin ist all der Spaß
auf Euro-Fußballplätzen:

Da heißt's der Fuß, der Ball, der Platz,
der Sportberichterstatter,
der Mannschaftskader, der Ersatz –
na und der FIFA-Blatter.

Der Torwart, Stürmer, Libero,
der Stopper, der Verbinder,
der Referee und sowieso
der Trainer, dieser Schinder.

Der Paß, der Trick, der Tritt, der Griff,
der Sturz, der Sanitäter,
der Freistoß, Treffer, Pausenpfiff,
der Ausschluß, der Elfmeter.

Sexismus aber kommt extrem
beim Resultat zutage:
Man sagt der Sieg seit ehedem –
jedoch die Niederlage!

Pannonicus